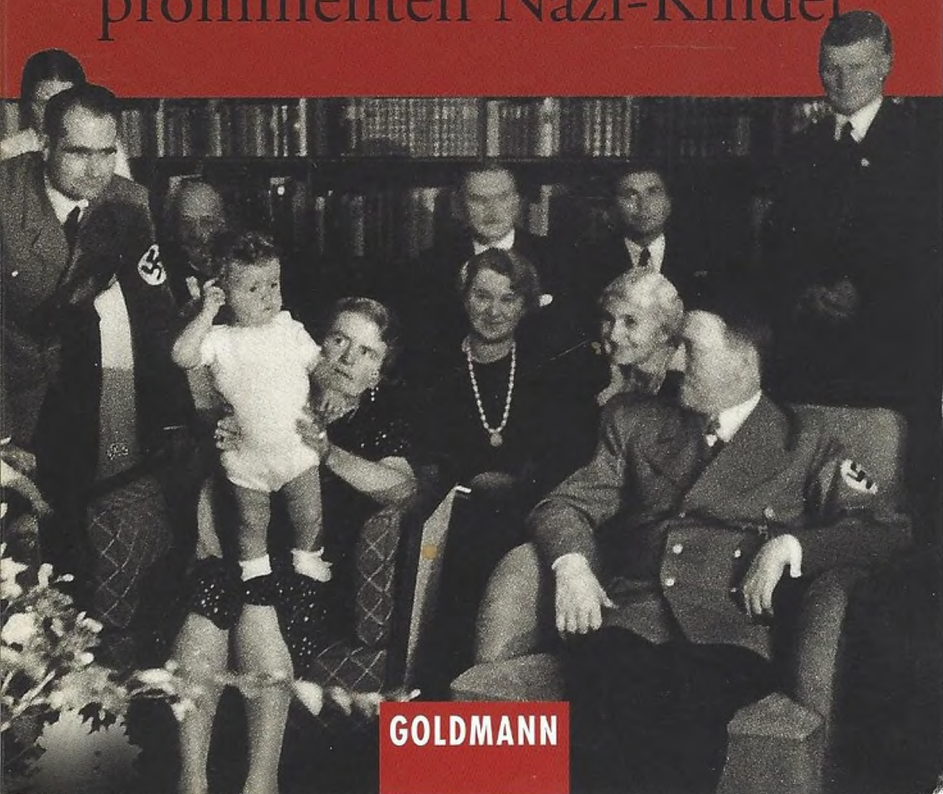


Norbert und Stephan Lebert

Denn Du trägst meinen Namen

Das schwere Erbe der
prominenten Nazi-Kinder



GOLDMANN

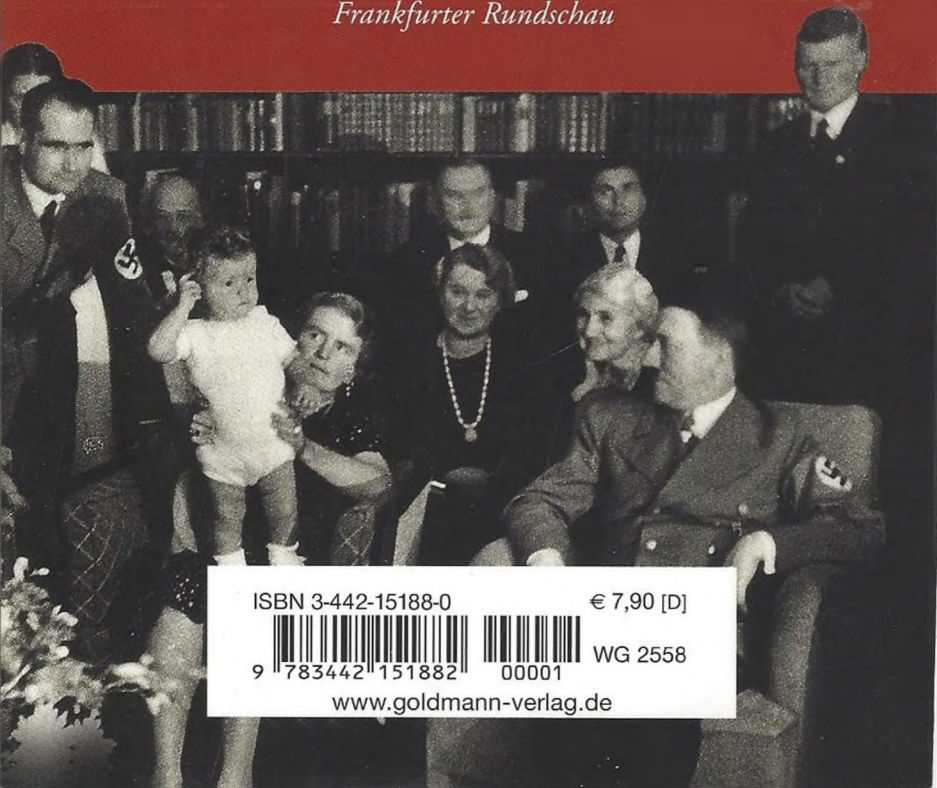
Denn Du trägst meinen Namen

Als Träger eines verhassten Namens wurden sie lange gemieden oder drangsaliert und selbst heute können sie sich nicht aus der unheilvollen Verstrickung in den Nationalsozialismus lösen, obwohl sie persönlich schuldlos geblieben sind:
die Kinder prominenter Nazis.

Die im Abstand von vierzig Jahren entstandenen Porträtskizzen der renommierten Journalisten Norbert und Stephan Lebert machen deutlich, was es bedeutet, jemanden als Vater zu haben, der an einem Massenmord von nie gekanntem Ausmaß beteiligt war – eine Vergangenheit, die nicht vergehen will.

»Berührende Porträts – jenseits von Sensationsgier –, die deutlich machen, dass es Erbschaften gibt, die nicht abzuschütteln sind.«

Frankfurter Rundschau



ISBN 3-442-15188-0

€ 7,90 [D]



9

783442 151882

00001

WG 2558

www.goldmann-verlag.de

Buch

Es gibt Menschen, die sich aus einer unheilvollen Verstrickung in den Nationalsozialismus nicht lösen können, obgleich sie unschuldig sind: die Kinder prominenter Nazis. Sie alle litten und leiden unter einem belasteten Namen, werden ihr Leben lang mit Verbrechen in Verbindung gebracht, die ihre Väter begangen haben. Die Konstruktion dieses Buches ist einzigartig: Im Abstand von vierzig Jahren besuchen zwei renommierte Journalisten, Vater und Sohn Lebert, die Kinder der Nazitäter, die von der Vergangenheit immer wieder eingeholt werden. In ihren Gesprächen entstanden Momentaufnahmen von seltener Eindringlichkeit.

1959 besuchte Norbert Lebert Edda Göring und Gudrun Himmler, Martin Bormann und Wolf-Rüdiger Hess, Klaus von Schirach, Karl-Otto Saur und Niklas Frank, die damals am Anfang ihres Berufslebens standen. Eine Generation später nimmt Stephan Lebert erneut Kontakt zu diesem Personenkreis auf, das Resultat seiner Recherche ist bedrückend: «Wissen Sie», so Martin Bormanns jr. Lebensfazit, «man kann seinen Eltern nicht entkommen, wer sie auch sind.»

Autoren

Norbert Lebert, 1929-1993, war ab 1949 zehn Jahre lang Reporter der «Süddeutschen Zeitung». Danach freier Journalist u.a. für «Quick» und «Brigitte». Zu seinen zahlreichen Buchpublikationen zählen «Psycho Potenz» und «Alte Sünder leben länger».

Stephan Lebert, geboren 1961, besuchte die Deutsche Journalistenschule in München. Ab 1985 war er bei der «Süddeutschen Zeitung» tätig, dann ein Jahr beim «Spiegel», seit 1999 ist er leitender Redakteur beim «Tagesspiegel». Für seine publizistische Arbeit wurde er mit dem Egon-Erwin-Kisch-Preis ausgezeichnet.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Vollständige Taschenbuchausgabe Oktober 2002

Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2000 by Karl Blessing Verlag GmbH, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team, München (Foto: SV Bilderdienst)

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 15188

AM • Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-15188-0

www.goldmann-verlag.de

3579 10 8642

Eingelesen mit ABBY Fine Reader

Inhalt

Prolog

7

Denn Du trägst meinen Namen

13

Das Manuskript von 1960: Wolf-Rüdiger Hess

27

Wer waren die Väter?

40

Das Manuskript von 1960: Wolf-Rüdiger Hess
und die Nazi-Frauen

54

Auf einer Homepage geht die Geschichte weiter

70

Das Manuskript von 1960: Martin Bormann Junior

83

Ein Priester warnt vor der Zukunft

97

Das Manuskript von 1960: Niklas und Norman Frank

111

Ein Mann will den Vater zerstören

126

Das Manuskript von 1960: Gudrun Himmler

138

Eine verbitterte Tochter und das Prinzip des
Nicht-Sehen-Wollens

159

Das Manuskript von 1960: Edda Göring

174

Eine Münchner Stadtrundfahrt im Jahr 2000

184

Das Manuskript von 1960: Die Brüder v. Schirach

199

Ein letzter Termin beim Anwalt

209

Schlussbemerkung

215

Literaturverzeichnis

217

Namenregister

220

Prolog

Eine alte Frau stirbt im Jahr 1995. In der Todesanzeige steht der Satz: «Wo das Schicksal anfängt, enden die Götter.» Wenn man so will, hatte sie ein paar Schicksale. Eines davon bestand darin, dass sie mehr als 40 Jahre lang ihren Mann nur in einem kafkaesken Gefängnis besuchen konnte. Er war lange Jahre der einzige Gefangene in diesem riesigen Knast. Bis die Besuche aufhörten, weil er eines Tages tot in seiner Zelle lag. Sieben Jahre lebte sie als Witwe, bis auch sie starb. In ihrer Todesanzeige heisst es: «Tapfer endete ihr Leben.»

Der Grabredner sollte etwas mit dem Leben der Toten zu tun haben. Der Sohn rief einen früheren Pfarrer an, einen pensionierten Religionslehrer, und fragte, ob er sprechen würde bei der Trauerfeier. Der Sohn der Toten stellte aber eine Bedingung: Der Gottesmann dürfe nur dann eine Rede halten, wenn er verspricht, dass sie nicht zu christlich ausfällt und vor allen Dingen kein schlechtes Wort über Adolf Hitler enthält.

Rein äusserlich war es eine Trauerfeier wie viele andere auch. Schwarze Kleidung, versteinerte Gesichter. Jemand spricht ein paar Worte. Doch etwas ist besonders. Der Name des Trauerredners ist Martin Bormann, Junior sei hinzugefügt, der Sohn des

Nazi-Schergen Martin Bormann. Der Name der Toten lautet Ilse Hess.

Sie wurde Anfang des 20. Jahrhunderts als Ilse Pröhl geboren, lernte in sehr jungen Jahren einen schmalen Burschen kennen, Rudolf hiess er, schwarze Augenringe waren sein Markenzeichen, und viele attestierten ihm schon damals eine unheimliche, düstere Ausstrahlung. Als Ilse ihn 1931 heiratete, konnte sie nun wirklich nicht ahnen, dass ihr Ehemann zukünftig einer der schuldigsten Nazi-Verbrecher werden sollte, der noch als einsamer, kranker Häftling jahrzehntelang die Weltpolitik in Atem hielt.

Man muss wissen, dass die Führungscrew der Nationalsozialisten auch im alltäglichen Zusammenleben einen gewissen Sektencharakter hatte. Man wohnte gemeinsam auf dem Obersalzberg, und wenn es etwas zu feiern gab, feierten sich alle gegenseitig und demonstrierten so pausenlos die tausendjährige Freundschaft. Durch diese Lebensform kam Martin Bormann, der Sohn des furchtbaren Bormann, zu zwei ganz besonderen Taufpaten, zum einen Adolf Hitler, zum anderen Ilse Hess. Die Frage war also auch, ob Martin Bormann zur Beerdigung seiner Patenante sprechen und dabei nichts Böses über den Patenonkel sagen würde.

Martin Bormann Junior, der in Schulen Vorträge mit dem Thema «Nie wieder Faschismus» hält, seinen Vater aber liebt, hielt die Ansprache auf dem Friedhof. Er stimmte den Text vorab ab mit Wolf-Rüdiger Hess, dem Sohn. «Ich wollte vorab wissen, ob es in Ordnung ist, was ich sage. Auf einer Beerdigung sollen die Worte ja die Trauernden in ihrer Trauer erreichen.»

1995, fünf Jahre nach der Wiedererlangung der deutschen Einheit, war die Zeit, in der die Nachrufe auf eine andere deutsche

Diktatur Hochkonjunktur hatten. Da gab es Beerdigungen, die westdeutsche Beobachter zum letzten Abschiedssymbol für den Untergang der DDR stilisierten. Zum Beispiel jene, nur ein Jahr früher, als in Berlin Günter Guillaume zu Grabe getragen wurde, der Spion im Kanzleramt, der den Sturz von Willy Brandt ausgelöst hatte. Eine offene Grube, umringt von lauter ehemaligen Top-agenten, inklusive Markus Wolf – klar, dass ein solches Bild zu Interpretationen reizt.

Und bei der anderen Trauerfeier in München, welches Symbol lässt sich hier entdecken? Abseits jeder Öffentlichkeit wurde die Leiche von Ilse Hess zu den sterblichen Überresten ihres Mannes in die Erde versenkt. Schade, dass es keine Fotos von der Trauergemeinde gibt. Ein Stück Zeitgeschichte wäre es allemal geworden. Gudrun Himmler war erschienen, die Tochter vom Mörder Heinrich. Neben ihr sass Ilsebill Todt, die Tochter von Fritz Todt. Noch viele andere Gesichter waren da, bekannte Namen von früher. Wem wollten sie eine letzte Ehre erweisen, nur der Toten? Oder wenigstens ein bisschen auch dem eigenen Leben? Einer ganz speziellen Vergangenheit?

Martin Bormann griff in seiner Predigt den Satz aus der Todesanzeige auf: «Wo das Schicksal anfängt, enden die Götter.» Und widersprach vorsichtig, auf seine christliche Art. Nein, das Leben höre eben niemals auf, es sei nur der Übergang in eine neue Zeit.

Er hätte es nicht besser ausdrücken können, im Angesicht der Menschen, die vor ihm sassen, im Gedenken an die tote Frau Hess. Denn manchmal gibt es eben Geschichten, auch im atheistischen Sinn, die nicht einmal mit dem Tod enden.

Im Sommer 1999 hatte sich Martin Bormann, damals 70 Jahre alt, noch einmal mit den komplizierten Begleitumständen einer

Beerdigung auseinander zu setzen. Diesmal als Sohn, denn es ging um seinen Vater, um dessen letzte Überreste. Das Schicksal von Martin Bormann, dem Nazi-Verbrecher, gehörte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu einem ungelösten Rätsel. Zunächst galt er als verschwunden, und wie bei Verschwundenen so üblich, geisterten die verschiedensten Theorien herum: Einmal wurde er in Südamerika gesehen, zusammen mit Mengele, dann in Russland oder an verschiedenen Stellen im arabischen Raum. Die von Anfang an wahrscheinlichste These, dass er auf der Flucht noch in Berlin Anfang Mai 1945 erschossen wurde, konnte trotz Auffindens eines Skeletts, das als das Seine angesehen wurde, sehr lange nicht zweifelsfrei bestätigt werden. Erst mit der Entwicklung eines neuartigen Verfahrens, der DNA-Analyse, bei welcher Gewebe aus den Knochen mit dem Blut einer Bormann-Tante verglichen wurde, konnte ein Professor 54 Jahre nach dem Kriegsende feststellen: Zu 99,99 Prozent gehören die Knochen zu Herrn Martin Bormann, geboren 1902 in Süddeutschland.

Die Wissenschaftler fragten nun, was sie mit dem letzten Häuflein des Nazis anstellen sollen. Martin Bormann Junior sagte mir, ein normales Begräbnis sei von Anfang an nie zur Diskussion gestanden: «Wir wollten nicht, dass aus seinem Grab ein ähnlich schrecklicher Wallfahrtsort für Neonazis wird wie aus dem Grab der Familie Hess.» Deshalb beantragte er schliesslich, die Knochen seines Vaters verbrennen zu lassen. Die Urne sollte dann seebestattet werden, irgendwo ausserhalb der Grenzen Deutschlands. Der genaue Ort dürfe nicht bekannt gegeben werden.

Dies geschah im August 1999. An diesem Tag trafen sich Martin Bormann und seine Geschwister, «um dem Vater, der uns das

Leben geschenkt hat, in Dankbarkeit zu erinnern», wie er es formuliert. Er erzählt davon sehr distanziert, unbeteiligt. Als wäre es ziemlich egal, ob der Vater lebt oder tot ist. Sein Leben gegen den Schatten geht so oder so weiter.

Denn Du trägst meinen Namen

Ich kenne Karl-Otto Saur schon lange, eigentlich auch ganz gut, wie ich dachte. Vor mehr als 15 Jahren begegneten wir uns zum ersten Mal, als er in der Deutschen Journalistenschule in München unterrichtete. Er war jahrelang mein Kollege bei der *Süd-deutschen Zeitung*, wo er die Medienredaktion leitete. Man ist schnell per Du mit Karl-Otto, weil er ein freundlicher, offener Mensch ist, weil er das ist, was man gerne einen typischen 68er nennt. Kurz geschnittener Bart, wirre Haare, für sein Alter vielleicht auch ein bisschen zu lang: Seine Kleidung sieht immer ein wenig unordentlich aus, selbst wenn sie es gar nicht ist. Ich kenne Karl-Otto als einen, der einen gewissen Hang zum Spott hat, manchmal auch zum Zynismus. Und der ziemlich verlässlich in politischen Fragen auf der richtigen Seite steht, auf der korrekten.

Ich kenne auch die Tochter von Karl-Otto, die hübsche Lela. Als sie heiratete, gab es ein grosses Fest in einem bayerischen Gasthaus. Natürlich war die ganze Familie gekommen, Lelas Brüder, Vater Karl-Otto mit Frau, auch der Bruder Klaus-Gerhard, der bekannte Verleger. Eine nette Familie, die souverän miteinander umgeht.

Bei der man das Gefühl hat, es geht nicht darum, irgendwelche Fassaden zu errichten. Dass beispielsweise die Ehe zwischen Karl-Otto und seiner Frau in früheren Jahren gelegentliche Tiefen zu überstehen hatte, war nie ein Geheimnis.

Ein Detail war mir hingegen lange nicht bekannt: dass er einen Vater mit einer besonderen Vergangenheit hatte. Über ihn gibt es durchaus etwas zu erzählen. Als Karl-Otto Saur am 14. März 1944 geboren wurde, gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, war sein Vater, der auch Karl-Otto hiess, wie immer an seinem Platz: in der Chefetage des Berliner Rüstungsministeriums. Schon unter Fritz Todt war Saur ein führender Abteilungsleiter gewesen, doch nach Todts Tod bei einem Flugzeugabsturz rückte er weiter nach oben. Vater Saur wurde Hauptamtsleiter und de facto einer der beiden Stellvertreter des Rüstungsministers Albert Speer. Rüstungsministerium hört sich im ersten Moment nicht so schlimm an, nicht so schlimm wie andere Schreckensnamen. Aber man muss sich erinnern: Von Speer, Saur und anderen wurde Hitlers Kriegsmaschinerie bis in die letzten Wochen vor Kriegsende mit allen Mitteln am Laufen gehalten. Mit allen Mitteln: Hier im Rüstungsministerium wurden die Befehle geschrieben, die das Schicksal von Millionen von Zwangsarbeitern besiegelten. Nach Schätzungen von Historikern starben rund eine Million dieser Fremdarbeiter beim Einsatz in der deutschen Rüstungsindustrie. Verheizt, verbraucht: Vernichtung durch Arbeit, hiess das bei den Nazis.

Karl-Otto Saur war in diesen Jahren ein gefürchteter Mann, cholertisch, brutal in seiner Durchsetzungskraft. Selbst die Industriebosse zitterten vor ihm. Seine Wutanfälle, wenn etwas nicht nach seinen Vorstellungen lief, waren legendär. Auf Bildern aus der damaligen Zeit kann man ihn studieren: Er ist der breite, dicke

Mann in der Parteiuniform, der oft neben Adolf Hitler oder Albert Speer steht, der Mann mit dem Stiernacken und den kurz rasierten Haaren. «Mein Vater», sagt sein Sohn heute, «gab schon rein optisch das Musterbild des bösen Nazis ab.» Noch lange Zeit nach Ende des Krieges habe der Vater seinen Kindern voller Stolz erzählt, welch guten und engen Kontakt mit Adolf Hitler er gehabt habe. ‚Ich weiss nicht, wie oft er mir erzählte, dass sich Hitler einmal zu Weihnachten mit dem absolut ungewöhnlich persönlichen Gruss‘. Ein schönes Christkind verabschiedet hat.« Der Vater hat nicht übertrieben. Die Nähe von Saur zu Hitler ist in vielen Quellen bestätigt. Bevor sich Adolf Hitler am 30. April 1945 eine Kugel in den Mund schoss, schrieb er noch ein politisches Testament, im wahnwitzigen Glauben, trotz der Flammen rund um Berlin noch die Mitglieder eines neuen Kabinetts berufen zu können. Wie auch immer, in seiner Todesstunde ernannte Hitler Saur zum Nachfolger von Albert Speer.

Mein Interesse an Karl-Otto Saur Senior und der Beziehung zu seinem Sohn hat mit einem Manuskript zu tun, das vor mir auf dem Schreibtisch liegt. 148 Seiten, ziemlich vergilbt. Ich kann mir heute noch sehr gut vorstellen, wie mein Vater diesen Text geschrieben hat, damals vor 40 Jahren. Wie ein Raubvogel, der auf seine Beute zuschiesst, stach er mit den Fingern auf die Tasten seiner Schreibmaschine ein. Mein Vater war Journalist, ein leidenschaftlicher, wie das dann immer so heisst. Bis wenige Tage vor seinem Tod, im Winter 1993, hat er gearbeitet, mit der Sauerstoffflasche neben seinem Schreibtisch. Bis kurz vor seinem Tod haben wir uns in der Klinik über sein letztes Thema unterhalten, an dem er recherchierte: eine Art Weltgeschichte der kleinen

grossen Erfinder. Ich sass an seinem Bett, als er starb. Kurz zuvor hatte draussen ein kräftiger Schneesturm samt Gewitter eingesetzt. Ich weiss noch, wie zweimal der Wind das Krankenzimmerfenster aufdrückte.

Das gelbliche Manuskript auf meinem Schreibtisch, geschrieben 1959, von mir erst 1999 zum ersten Mal gelesen, handelt von den Besuchen meines Vaters bei den Kindern von Nazi-Grössen wie Göring, Himmler, Hess oder Bormann. Er schildert, wie es diesen jungen Leuten knapp 15 Jahre nach dem Kriegsende geht. Der Bericht ist erschienen, gross aufgemacht, in der Zeitschrift *Weltbild*. Der Titel dieser Serie lautete: «Denn Du trägst meinen Namen». Ich bin im Jahr 1961 geboren und erinnere mich, dass in meiner Familie häufig von dieser Serie geredet wurde. Um den Inhalt ging es dabei nur vage. Mein Vater hat von all den Gesprächen nur über das mit Gudrun Himmler gesprochen, der Tochter von Heinrich Himmler, die ihren Vater so abgöttisch geliebt hat. Er sagte, er habe lange gebraucht, bis dieses äusserst misstrauische Mädchen ein wenig Vertrauen zu ihm gefasst hatte. Sie habe ihm Leid getan, wie sie so schmal und durchsichtig während ihrer Gespräche vor ihm sass. Und mein Vater sagte dann immer: «Ich hätte sie damals so leicht in die Pfanne hauen können. Aber ich wollte das nicht.»

Diese Serie spielte für mich aus einem anderen Grund eine Rolle. Denn beinahe wäre mein Vater wegen dieser Reportage zum *stein* nach Hamburg gegangen. Es hatte sich in der Branche herumgesprochen, dass er durch Vermittlung des Übersetzers zwischen Hitler und Mussolini Interviews mit Nazi-Kindern geführt hatte, was in diesen Zeiten höchst schwierig war, weil sie abgetaucht waren. Henri Nannen, der legendäre *stern*-Chefredakteur, wollte diese Geschichte und liess den Autor nach Hamburg

kommen. Mein Vater hat oft von dieser Besprechung erzählt. Nannen sei sehr nett und durchaus beeindruckend gewesen. Besonders beeindruckend war die eine oder andere Gesprächsunterbrechung. Einmal rief ein Redakteur bei Nannen an, und man konnte durch das Telefon hören, wie laut und unflätig der seinen Chefredakteur beschimpfte. «Sehen Sie», sagte Nannen grinsend zu meinem Vater und hielt den Hörer von seinem Ohr weg, «so reden meine Untergebenen mit mir.» Kurz darauf liess er über seine Sekretärin einem anderen Redakteur ausrichten, er möge dies und jenes erledigen. Einige Augenblicke später steckte die Sekretärin den Kopf durch die Tür und sagte: «Der Kollege lässt mitteilen, er werde dies nicht erledigen, weil er heute Morgen von Ihnen entlassen worden ist.» «Ach Quatsch», stöhnte Nannen, «dass heutzutage immer alle glauben, was ich dauernd für einen Schwachsinn von mir gebe.»

Die in der Familie Lebert gern wiederholte Pointe dieser Stern-Anekdote ging dann so: Flugzeug war gebucht, er sollte nach Hamburg zur Vertragsunterzeichnung fliegen. Der Chefredakteur von *Weltbild*, ein Mann mit Namen Jovy, der auch den Stoff samt Reporter wollte, überredete meinen Vater nun, kurz vor dem Start des Fliegers, noch am Flughafen einen gemeinsamen Kaffee zu trinken. Muss ein charismatischer Typ gewesen sein, dieser Jovy. Sprach davon, dass *Weltbild* eine der grossen europäischen Zeitschriften werden wird. Dass ein unglaublich reicher Schweizer Verlag dahintersteckt. Nun, irgendwas davon überzeugte meinen Vater, und der Flieger hob ohne ihn ab. Er ging zu *Weltbild*. Man kommt nur schwer umhin, dies eine Fehlentscheidung zu nennen. *Weltbild* wurde kein Weltblatt, sondern bereits ein Jahr später eingestellt.

München, späte 90er Jahre: Thorsten Schmitz, ein befreundeter Kollege vom Magazin der *Süddeutschen Zeitung*, erzählte mir eines Tages, dass er über ein schwieriges Thema recherchiere. Es gibt eine Organisation, die sich «Stille Hilfe» nennt und alte Nazis unterstützt, zum Beispiel eine Frau Hermine Ryan-Braunsteiner, die früher den Beinamen «Kobyla, die Stute» hatte, weil sie so gerne im Konzentrationslager Majdanek die Frauen und Kinder mit ihren schweren eisenbeschlagenen Reitstiefeln trat, manchmal bis zum Tode. Die «Stille Hilfe» muss eine ganz üble Organisation sein, sagte mein Kollege. Eine wesentliche Rolle in diesem Verein spielt eine Frau, die Gudrun Burwitz heisst und schon durch ihre eigene Geschichte ein besonderes Gruseln verursacht. Die Frau, die sich bis heute so liebevoll um die alten Täter kümmert, ist die Tochter von Heinrich Himmler.

Gudrun Himmler. Das schmale, magere Mädchen, das meinem Vater auf eine gewisse Weise Leid getan hat. So ist also ihr Weg verlaufen. Am Ende dieses Jahrhunderts, das der deutsche Nationalsozialismus in die Hölle geschickt hat, kümmert sich Töchterlein Gudrun, selbst inzwischen eine alte Frau, um einstige Weggefährten des Herrn Papa. Sie soll auch bei der NPD aktiv sein, wird erzählt. Eine durch und durch verbohrt, verbitterte Frau.

Gudrun Himmler. Sie lebt in einem Reihenhaus im Münchner Süden. Hat einen Schriftsteller geheiratet, dessen Namen sie angenommen hat. Und hat ein Netz aus Dürsterkeit um sich gespannt. Es gibt eine Tochter aus dieser Ehe, eine natürlich längst erwachsene Frau. Als mein Kollege mit ihr sprach, war sie höchst aufgeregt. Es wäre eine Katastrophe, wenn ihre Mutter in der Zeitung stehen würde. Niemand in ihrem Bekanntenkreis wisse, wes-

sen Name ihre Mutter trage, «nicht einmal mein Mann weiss das.»

Als ich das Manuskript meines Vaters über die Nazi-Kinder zwischen anderen Textstapeln in seinem Arbeitszimmer entdeckte, war es nicht mehr weit zu der Idee: Ich werde 40 Jahre später diese Leute noch einmal aufsuchen, sofern sie noch leben, sofern sie mich, den Sohn ihres damaligen Interviewers, sehen wollen. Es soll eine Arbeit werden wie ein Dokumentarfilm mit alten Aufnahmen aus einer längst vergangenen Zeit. Eine Zeitreise durch eine gute Hand voll Lebensschicksale, die aufgrund eines einzigen Merkmals mit der blutigen deutschen Geschichte verbunden sind: ihrem Namen.

Ich fahre nach Dortmund, wo mich Martin Bormann am Bahnhof abholt. Weisshaarig und freundlich ist er und sehr christlich. Lange Jahre hat er in Afrika als Missionar gearbeitet. Er erzählt, dass er zurückmusste, weil er sich eine schwere Wurminfektion einfing. Im Hamburger Tropeninstitut, wo er behandelt wurde, berichtete ihm ein Arzt, dass unlängst ein Mann eingeliefert worden war, der ebenfalls an einer Wurmerkrankung litt und der ihn vom Namen her interessieren könnte. Es war Wolf-Rüdiger Hess, der Sohn von Rudolf Hess, den mein Vater damals an einem Januartag des Jahres 1959 begleitet hatte, als er nach der Musterung seine Wehrdienstverweigerung begründete: Er könnte nicht für ein Land kämpfen, das seinen Vater einsperrt. Heute lebt er in München, wo er in seinem Reihenhaus ganz fest davon überzeugt ist, dass sein Vater im Spandauer Gefängnis umgebracht wurde.

So kreuzten sich Ende der 60er Jahre ihre Wege, die der Söhne von Hess und Bormann, in einem Hamburger Tropeninstitut, einer Klinik mit einer verdienstvollen und langen Tradition, aber eben

auch mit dem einen oder anderen Arzt, der in Verbindung mit schrecklichen Menschenversuchen während der Nazizeit gebracht wird. Oder ist das viel zu reisserisch formuliert? Muss man es vielleicht deutlich nüchterner betrachten: Zwei Männer erkranken im Ausland und werden in Deutschland in einer Spezialklinik behandelt. Was können die beiden dafür, dass sie so heissen? Und was bedeutet es schon, wenn ein Krankenhaus auch eine NS-Vergangenheit hat? Gibt es denn eigentlich irgendeine deutsche Institution ohne braune Flecken in der eigenen Biografie?

In München begrüsst mich der Rechtsanwalt Klaus von Schirach mit einer statistischen Erhebung: Alle zwei Jahre und ein paar Wochen würde irgendein Journalist den Kontakt suchen, «danach kann ich die Uhr stellen». Das letzte Mal hätten sich Zeitungsleute aus Japan gemeldet, nach dem Motto: Nazi-Kinder, das wäre doch mal wieder ein Thema! Angewidert spricht er von diesem Voyeurismus: «Wir sind kein Thema, ich wüsste nicht welches.» Mit «wir» meint er unter anderem Edda Göring, die einzige Tochter von Hermann Göring, über die mein Vater schrieb: «Sie ist die Prinzessin geblieben, zu der sie Hermann Göring erzogen hat.» Klaus von Schirach erzählt, dass Edda und er sich regelmässig sehen und viel miteinander reden. Er ist es, der mir den Kontakt macht zu Edda Göring, die völlig zurückgezogen und ziemlich bitter im Münchner Stadtteil Lehel lebt.

Ich erlebe eine Zeitreise, die mich immer wieder schauern lässt. Wenn zum Beispiel Klaus von Schirach von einer sehr alten Frau erzählt, die sich immer noch gerne an ihren früheren Chef erinnert. Erst unlängst, sagt Schirach, hätten sie wieder telefo-

niert, Frau Junge und er. Sie war die letzte Sekretärin von Adolf Hitler, und bei ihrem letzten Telefongespräch erzählte sie Schirach, wie nett Hitler immer zu ihr war, dass er gerne kleine Geschenke machte, Lippenstift, Make-up. Obwohl doch sein Agitator Goebbels immer verkündete, die deutsche Frau solle sich von solch widernatürlichen Dingen fernhalten. Na ja, Adolf Hitler sei eben auch nur ein Mann gewesen.

Es sind ausserordentliche Familiengeschichten. Man kann an ihnen studieren, wie schicksalhaft Familienbande sein können. Man kommt nicht umhin, an Shakespeares Tragödien zu denken, wenn man einem Mann wie Niklas Frank gegenüber sitzt, dem Sohn von Hans Frank, Generalgouverneur in Polen. Wenn es Teufel waren, die in Auschwitz das Inferno vollzogen, dann war Hans Frank der Chef dieser Teufel. Mein Vater traf Niklas Frank als kritischen, jungen Mann, der sich anschickte, sich der schrecklichen Wahrheit seiner Familie zu stellen. 40 Jahre später erzählt er mir in einer Hamburger Pizzeria vom Fluch des Namens Frank. Vom elenden Ende seiner Geschwister. Von seinem eigenen, verzweifelten Hass. «Ich hasse meinen Vater auch sicher deshalb so sehr», sagt Niklas Frank, «weil ich ihn immer wieder in mir selbst entdeckte.» Er lacht, wenn er solche Sätze sagt. Ein heiteres, ansteckendes Lachen. Nur passt es nicht, das Zwiespältige in seinem Lachen erhöht den Schrecken. Oder ist es gerade das, was passt? Niklas Frank: «Das Einzige, was im Leben bleibt, ist die Groteske.»

Man weiss heutzutage sehr viel auf dem Gebiet der Familienpsychologie. Was es für Folgen hat, wenn ein Kind die Scheidung der Eltern erlebt. Dass das Urvertrauen für den Rest des Lebens zerstört ist, wenn man in den ersten drei Jahren nicht richtig ge-

liebt wird. Wie sich unerfüllte Wünsche von Vater und Mutter nahezu unmerklich, aber nicht minder schwer auf die Kinder legen. Wie eine unglückliche Kindheit der Erzeuger die Zukunft des Nachwuchses beeinflusst. Im Ganzen gesehen gehört die Erkenntnis der tief prägenden Eltern-Kind-Beziehung zum Allgemeinut einer modernen, aufgeklärten Welt.

Umso merkwürdiger erscheint es, dass eine Frage noch immer nicht erschöpfend behandelt wurde: Was bedeutet es für dieses Land mit Namen Deutschland, dass die Täter, Mitläufer, Mittäter im Dritten Reich Kinder und Enkelkinder bekommen und ihnen ihre Aggressionen, ihre Feigheit, ihre Grausamkeit, ihr Schweigen, ihre Verdrängungsmechanismen weitergegeben haben? In jeder Therapie spielt es eine Rolle, wenn der Vater des Patienten einen Vater hatte, der dem Sohn einen Berufswunsch verweigerte. Könnte es sein, dass es Folgen hat, wenn der Papa oder der Grosspapa zufällig Mörder waren?

Die Wehrmachtsausstellung wird von vielen deshalb so gehasst, weil sie ein unter Verschluss gehaltenes Thema des Dritten Reiches offenlegt: Auch die deutschen Soldaten waren an den grausigsten Verbrechen während des Zweiten Weltkriegs beteiligt. Natürlich war das so, und eigentlich müsste eine solche Feststellung nach einem halben Jahrhundert nur noch ein Achselzucken auslösen. Aber zu lange und bis ins neue Jahrtausend hinein wird vor allem schweigend an der Geschichtstheorie gebastelt, die eine einfache Formel hat: Da waren die bösen Nazis und da ist der Rest der Deutschen.

Es gab nicht *den* deutschen Soldaten, es gab nicht *den* deutschen Nationalsozialisten und nicht *den* deutschen SS-Mann. Es gab nicht *den* deutschen Mitläufer und auch nicht *den* deutschen

Widerstandskämpfer. Es gab Täter erster und zweiter Klasse, und vielleicht auch dritter. Es existierten unterschiedliche Formen von Mitläufertum. Man kann das so oft bestreiten, wie man will, ändern tut es nichts: Die kollektive Verstrickung der Deutschen in das zwölf Jahre währende tausendjährige Reich ist zum Erbe des deutschen Volkes geworden. Und ebenso die Art und Weise, wie wir heute damit umgehen und wie wir bislang damit umgegangen sind.

Wenn ich mich an meinen Vater erinnere, sehe ich ihn am Esstisch sitzen, meist mit einer Zigarette in der Hand und einer Tasse Kaffee vor sich. Er war Jahrgang 1929, ein Pflegekind, gezeugt vom Kellner einer Rennbahngaststätte, der in der Silvesternacht einer 15-Jährigen unbedingt seine kleine Wohnung zeigen wollte. Das mit der Rennbahnkneipe ist genetisch von Bedeutung, da mein Vater später ein Stammbesucher auf der Rennbahn wurde. Und ich später dann auch. Gegen Erbanlagen kann man einfach nichts machen.

Mein Vater war ein begeisterter Hitlerjunge, zuletzt sogar Hitlerjugenführer einer kleinen Münchner Sektion, das hat er oft erzählt. In der Küche hatten sie an der Wand eine grosse Weltkarte, und Fähnchen steckten überall dort, wo die deutschen Soldaten auf dem Vormarsch waren, zumindest anfangs. Er hat erzählt, dass er als 15-Jähriger den Zusammenbruch 1945 nicht als Befreiung erlebt hat, sondern als Niederlage. Er schilderte dies nie nach dem Motto: Na ja, ich war damals halt noch jung. Sondern er sagte immer: Es gibt keinen Zweifel, wenn der Krieg anders ausgegangen wäre, hätte ich bei den Nazis Karriere gemacht. «Mein Gott, was wäre aus mir geworden?» Jedes Mal wieder hat ihm diese Frage einen Stich versetzt. Jeder Versuch, ein bisschen

herauszufinden, was ihn damals auf diesen Trip brachte, endete im Nichts. Vielleicht hat er auch deshalb die Nazikinder in seinen Porträts beinahe sanft beschrieben, ohne jede Häme, manchmal fast zu mitfühlend.

Dieses Buch bietet spannende Lebensschicksale, jedes ist für sich ein Stoff für einen Film, für einen Roman. Diese Lebensläufe sind uns viel näher, als vielen lieb ist. Ausgeliefert an einen Namen, mussten sie sich im Gegensatz zu vielen anderen entscheiden, welchen Weg sie im Umgang mit der Vergangenheit wählen. Manche von ihnen haben sich dabei schrecklicher Weise an die Fussstapfen des Vaters gehalten.

Ich erinnere mich, früher oft ausgeschaltet zu haben, wenn im Fernsehen wieder eine NS-Dokumentation lief. Ja, sagte ich mir da, es war entsetzlich, aber man weiss ja, dass es entsetzlich war. Nach dem Gespräch mit Klaus von Schirach stand ich auf der Münchner Leopoldstrasse und merkte plötzlich, wie präsent mir diese Geschichte war. Die Gleichung Nationalsozialismus = Holocaust hat bei mir immer dazu geführt, dass die Gedanken im Schrecken endeten. Abgehakt als ein Stück Schulunterricht. So war das: ritualisiert als Opferstory in Fernsehen oder Kino.

Schirach hat mir von der auch ästhetischen Kraft der Hitlerjugend erzählt, diesem Werk seines Vaters Baldur von Schirach. Und ich sehe auf einmal ein Foto vor mir, das in letzter Zeit häufig in den Zeitungen abgebildet war. Zu sehen sind fünf erstklassig gekleidete junge Männer, junge Schriftsteller, die sich über den Zustand der Welt unterhalten und vor allem darüber, dass sie sich für eine Elite halten, eine bessere Klasse. Gerade diese fünf gelten auf irgendeine Weise typisch für unsere Zeit, wahrscheinlich weil sie so arrogant und menschenverachtend wirken. Und

plötzlich kann ich gar nicht mehr anders, als mich zu fragen, ob solche Herren nicht verdammt gut zu den Jungs von damals gepasst hätten. Nein, ich meine damit nicht, dass sie aus heutiger Sicht Nazis sind, Quatsch. Es geht nur darum, ob sie sich damals möglicherweise auch prima geeignet hätten, den eisig kalten Zeitgeist zu verkörpern.

Es sind ja die Kleinigkeiten, an denen man bemerkt, wie sehr man von etwas geprägt ist, zum Beispiel von der Vergangenheit. Es war ein später Nachmittag, als ich mich einmal mit Karl-Otto Saur über Opportunismus unterhielt. Und plötzlich wurde mir klar, warum beide, er wie sein Bruder, ihre Haare zu lang tragen. Ich sah das Bild ihres Vaters: Immer der ausrasierte Nacken. Der glatte Stiernacken.

Das Manuskript von 1960: Wolf-Rüdiger Hess

«Der Nächste bitte», schreit ein Mann in den Gang hinaus. Auf den Bänken im Flur des Kreiswehrrersatzamtes München I in der Kaulbachstrasse 45 sitzen die jungen Männer des Jahrgangs 1937 und warten auf die Musterung. Sie rauchen Zigaretten, machen Witze, spielen Karten.

Der Nächste ist Wolf-Rüdiger Hess, vorschriftsmässig ausgerüstet mit Hausschuhen und Badehose. Denn die demokratische Musterung findet nicht mehr nackt statt.

In Badehose und Hausschuhen tritt Wolf-Rüdiger Hess vor die Ärztekommision. Alles läuft routinemässig ab. Der Augentest befriedigend. Blutdruck und Pulsschlag normal.

«Bitte zwanzig Kniebeugen.»

Das Herz ist in Ordnung. Die Lunge auch. Der junge Mann ist wehrdienstfähig. Sein Wehrpass wird ausgestellt.

Der Wehrpsychologe sitzt ein Zimmer weiter. «Welche Waffengattung bevorzugen Sie?»

«Wenn ich den Wehrdienst nicht verweigern müsste», sagt Wolf-Rüdiger Hess, «würde ich mich für die Gebirgsjäger interessieren.»

Es ist einen Augenblick lang still im Zimmer. Die Sonne wirft schräge Strahlen auf den glatten Fussboden. Irgendwo schrillt ein Telefon.

«Warum müssen Sie den Wehrdienst verweigern?» fragt der Wehrpsychologe.

«Mein Vater sitzt in Spandau. Ich bin der Sohn von Rudolf Hess. Verstehen Sie?»

Der Wehrpsychologe des Kreiswehrrersatzamtes München I aber braucht nicht zu verstehen. Für Gewissensfragen ist er nicht zuständig.

«Schreiben Sie dem Prüfungsausschuss für Kriegsdienstverweigerer Ihre Gründe...»

Wolf-Rüdiger Hess zieht sich wieder an, packt Badehose und Hausschuhe in die Mappe und geht. Nach ein paar Schritten ist er im Englischen Garten. Die Wiesen sind weiss von Margeriten. Es riecht nach Lindenblüten.

Es ist zwei Uhr vorbei. Die nächste Vorlesung beginnt um vier. Brückenbaustatik bei Professor Huber. Er hat noch zwei Stunden Zeit. Er steckt sich eine Zigarette an und schlendert durch den Park. Ein gutaussehender junger Mann, gross, dunkelblond, mit hellen Augen, knapp zweiundzwanzig.

Er bleibt vor einem Zaun stehen. Hinter dem Zaun ist ein kleiner Gemüsegarten, mit Salatbeeten, Tomatensträuchern, Sonnenblumen. So einen ähnlichen Garten hat auch sein Vater in Spandau. Er schreibt viel von diesem Garten. «Ich bin heuer Experte auf dem Gebiet der Tomatenzucht geworden...» oder «In diesem Jahr pflanze ich vor allem Sonnenblumen...» oder «Ich bin für die Abteilung Karotten bestimmt worden...»

So vergingen die Jahre. Nach den Karotten pflanzte der Gefangene von Spandau Kartoffeln. Und ein Jahr darauf Zwiebeln. Zwischendurch schickten sie ihm Glückwünsche zum 60. Und vor ein paar Wochen zum 65. Geburtstag.

Es ist schwer für Wolf-Rüdiger Hess, sich den Vater vorzustellen. Die Bilder aus dem Familienalbum sind zwanzig oder dreissig Jahre alt. In Spandau dringt kein Fotograf vor. Nur einem gelang es bisher, über Mauern und Stacheldraht hinweg mit dem

Teleobjektiv die Schatten der Gefangenen zu bannen. Einer dieser Schatten war Rudolf Hess – sein Vater.

Der Sohn besitzt nur Briefe von ihm, aus England, aus Nürnberg, aus Spandau. Sonst nichts, nicht einmal eine Erinnerung. Er war erst drei Jahre alt, als Rudolf Hess nach England flog. Dreijährige pflegen keine Erinnerungen zu haben.

Wolf-Rüdiger Hess geht weiter. Er hat ein paar Brote in seiner Mappe. (Er wird sie den Schwänen und Enten im Kleinhesseloher See füttern.) Er hat heute keinen Hunger.

Er muss plötzlich an die Sonnenblumen denken. Ob die Kerne, die sein Vater gepflanzt hat, überhaupt aufgegangen sind? Er wird ihn im nächsten Brief danach fragen. Wolf-Rüdiger Hess war noch nie in Berlin, noch nie in Spandau. Was hätte es für einen Sinn gehabt, auf die Mauern und Wachtürme zu starren?

Rudolf Hess ist der einzige Gefangene in Spandau, der es ablehnt, Besuche zu empfangen. «Unter Umständen, die ich für würdelos erachte, werde ich in diesem Gefängnis mit niemandem zusammenkommen...» Wolf-Rüdiger Hess versteht diese Haltung heute. Aber als kleiner Junge verstand er sie nicht, damals im September 1946 in Nürnberg...

Er fuhr mit seiner Mutter in einem überfüllten Zug von Hinderling nach Nürnberg, umsteigen in Kempten, umsteigen in Augsburg. Sie hatten natürlich keinen Sitzplatz. Sie standen aneinandergepfercht in den Gängen. Ein paar Reisende entfalteten Zeitungen. Der Prozess stand auf Seite eins, in dicken Schlagzeilen. Seit Monaten war das so. Der Junge konnte mitlesen und die Leute darüber reden hören.

«Vielleicht kommt der Hess durch», sagte jemand.

«Möglich», antwortete eine rostige Stimme.

«Den sperren sie doch in ein Irrenhaus.»

Der Junge umkrallte in seiner Tasche einen Brief. «Prison of War, Rudolf Hess, Nürnberg» – das war der Absender. Er war ganz allein an ihn gerichtet. Der Junge wusste jedes Wort auswendig.

«Mein lieber Buz,

ich danke Dir für Deinen Brief, in dem Du mir mitteilst, dass Du nun nicht mehr Lokomotivführer für Kippwagerl bei der Münchner Schutträumung, sondern für die richtige grosse Eisenbahn werden willst. Dazu gebe ich Dir jetzt schon meine Genehmigung. Das verstehe ich nur zu gut, dass Du gern rasen willst. Noch mehr dahinjagen kannst Du freilich als Flugzeugführer. Aber wahrscheinlich bist Du noch nie geflogen und weisst daher auch gar nicht, wie das ist. Na, Du hast ja noch Zeit, es Dir zu überlegen. Den Gedanken an den Trambahner würde ich mir ganz und gar aus dem Kopf schlagen: der trödelt dahin im Vergleich zu den andern, und dauernd muss man bremsen, weil Autos, Radfahrer, Menschen oder Hunde in den Weg kommen...»

Der Zug legte sich in eine Kurve.

«Vielleicht kommt ihnen auch allen der Kopf runter», sagte die rostige Stimme.

Im Nürnberger Hauptbahnhof kletterten der Junge und die Mutter müde und aufgeregt aus dem Zug. Durch das zerschossene Kuppeldach tropfte der Regen. Auf den Bahnsteigen und in der Halle lagen Menschen auf dem Boden und schliefen.

Die beiden fuhren in die Stadt und übernachteten irgendwo.

Am nächsten Tag sah Wolf-Rüdiger Hess den Nürnberger Justizpalast. Er ging mit seiner Mutter durch lange, endlos lange Gänge. Sie wurden kontrolliert und weitergereicht, von einem Zimmer ins andere. Immer neue Gesichter. Ein langer Amerikaner drückte ihm sogar einmal die Hand. Was er dazu sagte, verstand er nicht. Vielleicht kommt der Hess durch, hatte der Mann

im Zug gesagt. Mit der linken Hand hielt der Junge den Brief in seiner Tasche. Er wollte seinem Vater tapfer gegenüberreten und ihm sagen, dass er es sich überlegt hatte und Flugzeugführer werden wollte...

In jedem Gang patrouillierten Wachsoldaten, schwer bewaffnet, mit weissen Helmen und mit weissen Handschuhen. Manche Wände waren mit Sandsäcken gepolstert. Wolf-Rüdiger begriff nicht, wozu. Er wollte auch nicht fragen.

Als sie nach einer Stunde wieder durch das verregnete Nürnberg gingen, sagte Wolf-Rüdiger kein Wort mehr. Er kämpfte nur gegen die Tränen. Der kleine Rechtsanwalt, der seinen Vater verteidigte, hatte ihnen die Botschaft überbracht: «Herr Hess bittet Sie, es zu verstehen. Er will seine Familie in glücklicher Erinnerung behalten ... Nicht hierzwischen Maschengitter und Wachtposten. Grüsse soll ich Ihnen übermitteln...»

Ja, so war das damals. Ein paar Tage, ehe ihn das Internationale Militärtribunal zu lebenslangem Gefängnis verurteilte.

Wolf-Rüdiger Hess verfüttert die letzten Brotkrümel an die Enten im Kleinhesseloher See. Es ist ein zauberhafter Frühlingstag. Die Ober im Seerestaurant servieren Eisbecher. An den Ruderbooten schaukeln Lampions. Damals, in den Trümmern von Nürnberg, dachte niemand an Eisbecher und Lampions. Er war acht Jahre alt und trug einen dunkelblauen Anzug. Heute trägt er schmale lange Hosen und ein Sporthemd mit offenem Kragen. Er will weder Lokomotivführer noch Flugzeugführer werden...

Er schaut auf die Armbanduhr. Es ist halb vier vorbei. Er müsste jetzt schleunigst zur Technischen Hochschule aufbrechen. Aber er wird sich heute die Brückenstatik schenken. Ich bin der Sohn von Rudolf Hess... dem Prüfungsausschuss für Wehrdienstverweigerer wird das nicht genügen. Ich werde alles ganz genau begründen müssen.

Kurz nach vier Uhr läutet er in der Kanzlei des Rechtsanwaltes Dr. Alfred Seidl in der Neuhauserstrasse.

«Wen darf ich melden?» fragt die Sekretärin.

«Wolf-Rüdiger Hess. Und sagen Sie vielleicht als Stichwort Nürnberg.»

Er wird sofort vorgelassen. Dr. Seidl steht hinter seinem Schreibtisch auf. Der junge Hess überragt ihn um zwei Köpfe. «Sie sind also der kleine Junge...»

«Ja.»

«Bitte setzen Sie sich.» Dr. Seidl schiebt einen Aktenstoss zur Seite und mustert den jungen Mann. Als er 1946 die Verteidigung von Rudolf Hess übernahm, war er noch unbekannt. Heute ist er ein berühmter Anwalt. Er hat Hunderte von Prozessen geführt, grosse und kleine Leute verteidigt, Direktoren, Zuhälter, Mörder, Unschuldige und Schuldige. Aber kein Prozess ist ihm so gegenwärtig geblieben wie jener vor 13 Jahren in dem neonbeleuchteten Nürnberger Gerichtssaal, wo 21 Angeklagte sassen, das bürgerliche Gesetzbuch ausser Kraft war, die Ankläger fremde Uniformen trugen und aus den Protokollen der Geist Millionen unschuldiger Toter aufstieg...

«Sie sehen sehr Ihrer Mutter ähnlich», sagt Dr. Seidl. «Nur die Augen, glaube ich, sind vom Vater. Stimmt's?»

«Ja», antwortet Wolf-Rüdiger Hess zögernd. Alle Leute, die seinen Vater gekannt haben, sagen das. Also wird es schon stimmen.

«Schon im Beruf?»

«Nein. Ich studiere noch. Bauingenieur. Hieran der TH.» «Und Sie leben auch in München?»

«In Untermiete, ja.»

Man unterhält sich ein bisschen. Über die Pläne, über die Zukunft. Die Gedanken des Anwalts aber schweifen in die Vergangenheit zurück. Die Stimme und manche Gebärden des jungen Mannes erinnern ihn an den Vater, an den Hauptangeklagten

Nummer zwei, an seinen Mandanten. Mit gesenktem Kopf und unbeteiligtem Gesicht sass er monatelang neben Hermann Göring. Kein Wort kam über seine Lippen. Die anderen 20 Angeklagten traten in den Zeugenstand, um in eigener Sache auszusagen. Nur Rudolf Hess blieb stumm. Bis zum Schlusstag, wo er dann erklärte: «Ich bereue nichts. Stünde ich wieder am Anfang, würde ich wieder handeln, wie ich handelte...»

«Wie geht es Ihrem Vater?» erkundigt sich Dr. Seidl.

«Danke. Sie wissen, dass er die Einsamkeit verträgt. Er ist seit fast zwanzig Jahren in Haft.»

«Aber nach wie vor verweigert er die Unterschrift unter ein Gnadengesuch.»

«Ja», sagt Wolf-Rüdiger Hess.

Draussen im Vorzimmer klappern Schreibmaschinen. Das Telefon schrillt. Der Lärm der Strassenbahnen dringt durch das geöffnete Fenster herauf.

«Dürfen Sie ihm eigentlich Bilder von sich schicken?» fragt Dr. Seidl.

«Ja. Das ist erlaubt. Wir haben ihm viele Fotografien geschickt. Aber er hat meiner Mutter geschrieben, dass er im Grunde trotzdem nicht weiss, wie ich ausschaue. Ich sähe, schreibt er, auf jedem Bild anders aus, je nach Stimmung, Beleuchtung, Blickrichtung...»

Der Anwalt nickt. «Was kann ich für Sie tun?» fragt er schliesslich.

«Ich bin heute gemustert worden», sagt Wolf-Rüdiger Hess. «Tauglich natürlich. Ich will aber den Wehrdienst verweigern. Solange mein Vater in Spandau sitzt, werde ich nicht Soldat. Ich muss dem Prüfungsausschuss nun genaue Gründe mitteilen. Dazu brauche ich die Urteilsbegründung gegen meinen Vater.»

Dr. Seidl drückt auf einen Knopf. «Bitte sofort die Akten Rudolf Hess. Und dann nicht mehr stören.»

Noch am selben Abend sitzt Wolf-Rüdiger Hess in seinem Untermietszimmer in Bogenhausen und schreibt an den Prüfungsausschuss der Kriegsdienstverweigerer einen langen Brief. Der Brief trägt das Datum des 8. Juni 1959.

«...ich bin gerne bereit, Ihnen die näheren Umstände, warum mein Vater in Spandau inhaftiert ist, persönlich darzulegen... Mein Vater ist vor dem Internationalen Militärtribunal am 30. September / 1. Oktober 1946 in Bezug auf Kriegsverbrechen (Anklagepunkt 3) und Verbrechen gegen die Menschlichkeit (Anklagepunkt 4) für nicht schuldig erklärt worden. Er wurde in den Punkten 1 und 2 – Vorbereitung eines Angriffskrieges – für schuldig erklärt und zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilt...

... In dem Urteil wird im Falle meines Vaters darauf hingewiesen, dass er den Vorbereitungen für den Krieg eine aktive Unterstützung gewährt habe. Zur Begründung dieser Ansicht verweist das Gericht auf die Tatsache, dass mein Vater das Gesetz über Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vom 16. März 1935 unterzeichnet hat...

...setzte sich der damalige Gerichtshof mit Ausnahme der UdSSR ausschliesslich aus Mitgliedern der heutigen Nato-Vereinigung zusammen, der die deutsche Bundeswehr bekanntlich angeschlossen ist. Sie werden sicherlich dafür Verständnis haben, wenn es mir mein Gewissen verbietet, für die ehemaligen Richter meines Vaters heute Wehrdienst zu leisten.»

Dieser Brief eröffnete im Kreiswehrrersatzamt München I unter dem Aktenzeichen PA-1 10/59 /IV/37) den Fall Wolf-Rüdiger Hess, einen Fall, der durch viele Instanzen gehen und beträchtliches Aufsehen erregen sollte.

Die Hesssche Villa lag in der Münchner Harthausenstrasse, oben am Isarrand, mit Park, Schwimmbad und Tennisplatz. Dort kam Wolf-Rüdiger am 18. November 1937 zur Welt. Hitler war sein Taufpate.

Der Tag, der das Leben der Familie Hess vollständig änderte, war der 10. Mai 1941. Rudolf Hess war seit ein paar Tagen zu Hause. Er empfing mittags Alfred Rosenberg und sprach mit ihm ungefähr eine Stunde unter vier Augen. Dann zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück.

Gegen halb drei Uhr trat er plötzlich in ungewöhnlicher Aufmachung vor seine Frau. Er trug blaugraue Breeches, ein blaues Hemd und hohe Fliegerstiefel.

«Was ist los?» wunderte sich Ilse Hess.

«Ich bin angerufen worden. Leider sind die Urlaubstage zu Ende. Ich muss sofort nach Berlin.»

«Wann kommst du zurück?»

«Ich weiss noch nicht genau...»

Hess ging in das Kinderzimmer, aber der kleine Wolf-Rüdiger schlief. Ein paar Minuten später hörte Ilse Hess den Kompressor des Mercedes.

Am Abend des übernächsten Tages platzte Hess' jüngster Adjutant mit der Nachricht ins Haus: «Rudolf Hess ist mit einem Flugzeug über der Nordsee abgestürzt und vermutlich tot.»

Ilse Hess meldete ein Blitz-Staatsgespräch zum Obersalzberg an. Aber sie bekam Hitler nicht an den Apparat. Stattdessen sprach schliesslich der Reichsleiter Bormann mit ihr. «Wir wissen noch nichts Definitives», sagte er.

Erst am 13. Mai traf die Meldung ein, dass der Stellvertreter des Führers über Schottland aus einer Me 10 abgesprungen sei, «in geistiger Verwirrung» – wie die Nazi-Presse zu berichten wusste. Ordonnanzen, Adjutanten, Sekretärinnen, Chauffeure und Freunde von Rudolf Hess wurden trotzdem verhaftet.

Ilse Hess verliess mit ihrem kleinen Sohn München und zog auf das Bürgle, in ein kleines hübsches Ferienhaus im Allgäuer Marktflecken Hindelang. Die Villa in der Harthausenstrasse blieb leer stehen.

«Wir haben auf dem Bürgle zwei Ponies gehabt», erzählt Wolf-Rüdiger Hess über diese Zeit. «Meine Grossmutter und meine Tante wohnten bei uns. Sonst...», er zuckt die Achseln, «...erinnere ich mich nur noch an meinen ersten Schultag.»

«Und Nachricht vom Vater?» fragen wir.

«Über das Internationale Rote Kreuz kamen ein paar Briefe. Der erste nach acht Monaten. Es stand nicht sehr viel drin, denn mein Vater musste ja in England Gedächtnisschwund vortäuschen.»

«Sie wissen, Herr Hess, dass lange verbreitet wurde, Ihr Vater habe wirklich das Gedächtnis und den Verstand verloren.»

«Das Gegenteil könnte ich Ihnen hundertfach beweisen», sagt der junge Hess. «Aber mein Vater hat das selbst besorgt. Er wollte in Nürnberg auf keinen Fall verhandlungsunfähig geschrieben werden. Deshalb hat er dem Gericht offiziell erklärt, dass er aus taktischen Gründen in England den Gedächtnisschwund gespielt hat...»

«Genügte diese Erklärung?»

«Sie genügte, denn mein Vater wusste noch alle Fragen, die ihm englische Psychiater gestellt hatten. Er wusste sogar noch die falsche Antwort, die er darauf gegeben hatte. Und selbstverständlich auch die richtige.»

«Warum hat er diese Taktik eigentlich eingeschlagen?»

«In seinem Abschiedsbrief hat mein Vater Hitler geraten, ihn einfach für verrückt zu erklären, falls sein Unternehmen in England fehlschlage.»

Wolf-Rüdiger Hess interessiert sich nur für die Zusammenhänge im Falle seines Vaters. «Mit sonstigen politischen Fragen befasse ich mich nicht. Das gilt für die Gegenwart und auch für die Vergangenheit.»

Als in den Maitagen 1945 Franzosen und Marokkaner das Allgäu besetzten, ging der Sohn des Stellvertreters des Führers in die

dritte Volksschulklasse. Ein französischer Capitaine verhörte seine Mutter und liess das Haus nach geheimen Dokumenten durchsuchen. Sonst geschah nichts. Man schlug sich durch, Grossmutter, Tante, die Mutter und der Junge. So wie Millionen anderer Deutscher. Nicht besser und nicht schlechter.

Wolf-Rüdiger Hess wurde in Hindelang nur Buz gerufen. Und die Bauern- und Handwerkersöhne, mit denen er die Schulbank drückte, kümmerten sich nicht darum, dass er der Sohn eines prominenten Nazis war. Buz spielte Fussball und fuhr Ski wie der Teufel. In Hindelang genügt das völlig.

Und die meisten Kinder hatten bei Kriegsende keinen Vater im Haus. Die deutschen Väter waren in Lazaretten und Gefangenenlagern, gefallen, vermisst.

Wolf-Rüdigers Vater wurde im Spätherbst 1945 von England nach Nürnberg gebracht. Sie lasen das in Hindelang in der Zeitung. Aber erst im Januar 1946 traf der erste Brief von ihm ein: «Lasst euch durch schlechte Blitzlichtaufnahmen so wenig täuschen wie durch Tendenzberichte, von wem sie auch kommen mögen. Ich habe mich gegen früher weder innerlich noch äusserlich verändert. Abgenommen habe ich natürlich: ich esse absichtlich wenig, weil ich mich so viel wohler fühle...»

Buz schickt seinem Vater jede Woche einen Brief ins Gefängnis nach Nürnberg. Von Fussballschlachten ist da die Rede, von Hunden und Katzen, von der Schule, vom Schwimmbad, von kleinen kindlichen Sorgen.

«Zu rechnen ist natürlich im Urteil mit allem: mit Tod, Zucht- oder Irrenhaus...», schreibt der Stellvertreter des Führers am 2. September an seine Frau.

Am 1. Oktober sitzen sie in Hindelang vor dem Radio und hören schweigend die Urteilsbegründung: «Hess war Hitlers engster persönlicher Vertrauter... der führende Mann in der Nazi-Partei... unterstützte Hitlers Politik der energischen Wiederaufrüstung...

ein williger Teilnehmer an Deutschlands Angriffen auf Österreich, die Tschechoslowakei und Polen...»

Am Tag darauf sagt ein Mitschüler in der Pause zu Wolf-Rüdiger Hess: «Hauptsache, dein Vater lebt. Kommst du heute Nachmittag in die Singstunde?»

Er schüttelt den Kopf. «Nein. Heute nicht.»

Mehr wurde unter den Neunjährigen nicht gesprochen.

Die Familie Hess musste das Bürgle räumen. Man zog vorübergehend in den Gasthof Hirsch, bis in einem Bauernhaus in Bad Oberdorf ein paar Zimmer frei wurden. Ilse Hess verkaufte Schmuck. Buz trat in die Oberrealschule von Hindelang ein.

Am 3. Juni 1947 klopfte ein Wachtmeister der Landpolizei an der Tür.

«Ich muss Sie mitnehmen, Frau Hess», sagte er.

«Mitnehmen – soll das heissen, dass ich verhaftet bin?»

«So ähnlich», brummte der Wachtmeister. «Es ist jedenfalls besser, wenn Sie Ihre Zahnbürste einpacken...»

«Warum werde ich verhaftet?» fragte Ilse Hess.

«Auf Veranlassung des bayerischen Sonderministeriums.»

Ilse Hess nahm die Küchenschürze ab, packte ein paar Sachen in einen kleinen Koffer und klopfte ihrem Jungen auf die Schulter: «Das kann uns nicht erschüttern, nicht wahr?»

«Nein», sagte Wolf-Rüdiger.

Er lief auf den Heuboden und beobachtete durch die Luke, wie seine Mutter neben dem Polizisten fortging.

Würde sie auch lebenslang bekommen?

Ilse Hess kam zunächst ins Gefängnis Sonthofen. Am 6. Juni wurde sie dann in das Arbeits- und Internierungslager Göggingen bei Augsburg gebracht. Sie bezog Baracke V, Stube 5.

Das Lager Göggingen war in ein Frauen- und ein Männerlager

getrennt. Baracken, ringsum Stacheldraht, Wachtürme...

In diesem Lager sollten bald auch Kinder spielen. Kinder, die die Namen Hess, Göring, Frank, Schirach trugen. Viele von ihnen begegneten sich hier zum ersten Mal, und die meisten sahen sich danach nie wieder. Das Lager Göggingen war der letzte gemeinsame Knotenpunkt ihrer Schicksale.

Wer waren die Väter?

Für die Flucht legte er sich einen neuen Namen zu: Heinrich Hitzinger, Feldwebel. Er dachte, vielleicht ist es am Ende doch besser, ein Kleiner zu sein, einer von vielen. Zur Tarnung hatte er sich den Schnurrbart abrasiert und das linke Auge mit einer schwarzen Klappe geschlossen. Und es hätte möglicherweise eine ganze Zeit lang noch funktioniert, unentdeckt zu bleiben. Als er am 22. Mai 1945 zusammen mit einigen Getreuen in der Nähe von Hamburg von einer britischen Patrouille aufgegriffen wurde, fiel zunächst keinem etwas auf an seinem gefälschten Ausweis. Ausgemergelt genug sah er ja aus, und gar nicht mehr Furcht erregend, zehn Tage marschierte sein Trupp bereits durch das zerstörte Deutschland, wohin eigentlich?

Die britischen Soldaten brachten ihn zusammen mit den anderen in das Lager 031 bei Bramstedt. Es lässt sich vermuten, dass es ihm nicht gepasst hat, wie mit ihm umgegangen wurde, dem vermeintlichen Feldwebel. Als Chef war er schliesslich anderes gewohnt, Sekretärin, Chauffeur, Leibwächter. Man weiss doch, wie schwer manchem der Abschied von der üblichen Macht fällt. Wie dann erst von der Macht des Despoten?

Jedenfalls bat er bereits nach dem ersten Tag seiner Inhaftierung um einen Termin bei der Lagerleitung: er habe etwas mitzuteilen. Und das hatte er. Er betrat das Zimmer, nahm die Augenklappe ab und sagte: «Mein Name ist Heinrich Himmler.» Durchaus möglich, dass er spekulierte, als grosser Täter werde man schon besser behandelt werden.

In Wahrheit begann ein Countdown, der nur noch wenige Stunden dauern sollte. Man zwang Heinrich Himmler augenblicklich sich auszuziehen und fand in seiner Jacke eine Ampulle mit Zyankali. Man gab ihm eine britische Uniform und sperrte ihn ein. Kurz darauf ist ein Gespräch zwischen dem untersuchenden Arzt und einem Oberst namens Murphy überliefert.

«Habt ihr auch in seinen Mund geschaut?», fragte Murphy. Als der Arzt verneinte, liessen sie sofort Himmler aus seiner Zelle holen. «Öffnen Sie den Mund.» In diesem Moment biss Heinrich Himmler zu, er hatte die ganze Zeit eine Zyankalikapsel im Mund gehabt. Wie man sich wohl fühlt, wenn man stundenlang, vielleicht tagelang die Zunge mit einer solchen Kapsel spielen lässt? Zwölf Minuten kämpften die Engländer um das Leben eines der grössten Massenmörder der Geschichte. Sie nähten seine Zunge fest, steckten ihm eine Kanüle in den Magen, wollten das Gift herauspumpen. Nach zwölf Minuten war er tot.

Tun wir mal so, als wären die paar Jahre Nationalsozialismus eine Stoffsammlung für Schriftsteller und Filmregisseure. Was für eine Schatztruhe. Denn wenn es so etwas wie eine Bibel der menschlichen Abgründe geben würde, hätten die meisten der damaligen Hauptfiguren darin ihren Platz. Im Grunde brauchen die Künstler bei der Bearbeitung der Figuren nicht viel Kunst, sie müssen die Biographien einfach nur nacherzählen. Da ist alles

drin: Es ist nicht nur Wahn und Grausamkeit, sondern eben auch die Mixtur von Widersprüchen und Idealen, von gestörter Seelenstruktur und Sehnsucht nach Ästhetik und Allmacht. All das sorgt für Aufstieg und Fall, für Grössenwahn und dramatischen, gewaltsamen Tod. Selbst einen Musikvorschlag haben sie mitgeliefert, denn in den letzten Tagen waren im Führerbunker in Berlin nur noch die Opern von Richard Wagner zu hören. Ja, auch das gehört zur Monstrosität dieses Themas: Die Führerclique war sich des eigenen Dramas durchaus bewusst, beinahe lustvoll.

Josef Goebbels beispielsweise hat wenige Tage bevor er und seine Frau Selbstmord verübten – zuvor hatte Magda Goebbels ihre sechs Kinder Helmut, Holde, Heide, Hedda, Hilde und Helga vergiftet – in einer letzten Mitarbeiterbesprechung noch einmal den Teufel gespielt. Gekleidet im korrekten dunklen Anzug mit blütenweissem Hemdkragen, beschimpfte er die Feigheit des deutschen Volkes. Und wurde dann kühl und ironisch: «Nun», sagte er leise, «das deutsche Volk hat sich dieses Schicksal selbst gewählt. Niemand hat es gezwungen. Es hat uns ja selbst beauftragt. Warum haben Sie mit mir gearbeitet? Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten.» Dann hinkte Goebbels nach draussen, drehte sich in der Tür noch mal um und sagte: «Aber wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern.»

Merkwürdig, wie ferne einem solche Geschichten sind. Sicher haben Historiker das Dritte Reich in allen Ecken erforscht, aber manchmal scheint es, dass bei aller Kenntnisnahme der Fakten niemand so recht etwas von der menschlichen Substanz der Täter-Geschichten wissen wollte. Lange war das übrigens bei den Op-

fer-Geschichten auch so. Erst mit der anfangs so geschmähten amerikanischen Fernsehserie *Holocaust* brach der Panzer auf.

Die Täter. Als wären sie verschluckt worden vom Nebel des Grauens, der kollektiv über diese dunklen Jahre versprüht wurde. Da drin wollte keiner nachschauen, keiner wissen, ob die dunklen Gestalten nicht vielleicht doch einige Merkmale tragen, die uns allen wohl bekannt sind. Man dachte, man kann diese Geister am besten loswerden, indem man versucht, sie für immer in einer Art geschichtswissenschaftlichen Horrorfilm zu verschliessen.

Der Schriftsteller und Publizist Maxim Biller hat einmal gesagt, ihm, dem Juden, werde gelegentlich vorgeworfen, seine Figuren in den Erzählungen genauso wie sein Blickwinkel in journalistischen Arbeiten seien immer und immer wieder von der unseligen Vergangenheit, von den Spuren des Holocausts geprägt. Stimmt vielleicht, meinte Biller, vielleicht spielen die Schatten in seiner Arbeit eine zu grosse Rolle. Und er stellte eine Gegenfrage: Aber was bedeutet es denn, dass bei jungen deutschen, nichtjüdischen Schriftstellern in ihren Texten und Worten die Vergangenheit der Deutschen, die Spuren der Nazi-Herrschaft nie oder höchst selten auftauchen?

In diesem Buch geht es um Kinder, die die Bilder ihrer Väter nicht mehr losgeworden sind. Um das verstehen zu können, muss man sich noch mal vor Augen führen, was das für Bilder sind, die sie gefangen halten.

HEINRICH HIMMLER wurde am 7. Oktober 1900 geboren. Von seiner Schulzeit wird berichtet, dass er ein guter, sanfter Schüler war. Einer seiner Mitschüler wird später zu Protokoll ge-

ben: «Er konnte keiner Fliege etwas zu Leide tun.» Ein anderer: « Heinrich war ein Lämmchen.» Er war unsportlich, konnte wegen seines nervösen Magens in den Studentenverbindungen bei Trinkgelagen nicht mithalten. Wurde dafür lange gehänselt.

Das ist das eine Bild: Eine sanfte Natur, Vegetarier (sein Frühstückstipp: Lauch und Mineralwasser), ein grosser Freund des Tierschutzes. Er liebte Kräutergärten und hasste es zeitlebens, wenn in seinem Beisein Zoten über Frauen erzählt wurden. Er hatte einen gewissen Hang zum Okkulten, – so interessierte er sich für die Wirkung etwaiger Erdstrahlen. Es gab niemanden, der ihm nicht attestiert hätte, ein guter und liebevoller Familienvater gewesen zu sein. Für seine Tochter Gudrun nahm er sich immer Zeit, hiess es.

Heinrich Himmler war der Reichsführer SS. Er baute die SS zu dem auf, was sie war: eine eigene Armee, die Eliteeinheit, abseits von Militär und Polizei. Die Besten der Besten, mehr Nazi ging nicht. Zuständig für braune Sonderaufgaben jeglicher Art. Was auch hiess: zuständig für Mord und Massenmord. Heinrich Himmler war es, der am 4. Oktober 1943 in Posen vor SS-Gruppenführern die Rede hielt, die sich für immer in die deutsche Seele eingebrannt hat:

«Es ist grundfalsch, wenn wir unsere ganze harmlose Seele mit Gemüt, wenn wir unsere Gutmütigkeit, unseren Idealismus, in fremde Völker hineinragen. Das gilt, angefangen von Herder, der die «Stimmen der Völker» wohl in einer besoffenen Stunde geschrieben hat und uns, den Nachkommen, damit so massloses Leid und Elend gebracht hat. Das gilt, angefangen bei den Tschechen und Slowenen, denen wir ja ihr Nationalgefühl gebracht haben. Sie selber waren dazu gar nicht fähig, sondern wir haben das für sie erfunden.

Ein Grundsatz muss für den SS-Mann absolut gelten: Ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich haben wir zu Angehörigen unseres eigenen Blutes zu sein und zu sonst niemanden. Wie es den Russen geht, wie es den Tschechen geht, ist mir total gleichgültig. Das, was in den anderen Völkern an gutem Blut unserer Art vorhanden ist, werden wir uns holen, indem wir ihnen, wenn notwendig, die Kinder rauben und sie bei uns grossziehen. Ob die anderen Völker in Wohlstand leben oder ob sie verrecken vor Hunger, das interessiert mich nur soweit, als wir sie als Sklaven für unsere Kultur brauchen, anders interessiert mich das nicht. Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10'000 russische Weiber an Entkräftung Umfallen oder nicht, interessiert mich nur soweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird. Wir werden niemals roh oder herzlos sein, wo es nicht sein muss; das ist klar. Wir Deutsche, die wir als einzige auf der Welt eine anständige Einstellung zum Tier haben, werden ja auch zu diesen Menschen-tieren eine anständige Einstellung einnehmen, aber es ist ein Verbrechen gegen unser eigenes Blut, uns um sie Sorge zu machen und ihnen Ideale zu bringen...

Ich will hier vor Ihnen in aller Offenheit auch ein ganz schweres Kapitel erwähnen. Unter uns soll es einmal ganz offen ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden... Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. – ‚Das jüdische Volk wird ausgerottet«, sagt ein jeder Parteigenosse, ‚ganz klar, steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden, Ausrottung, machen wir.« Und dann kommen sie alle an, die braven 80 Millionen Deutschen, und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist ja klar, die anderen sind

Schweine, aber dieser ist ein prima Jude. Von allen, die so reden, hat keiner zugesehen, keiner hat es durchgestanden. Von Euch werden die meisten wissen, was es heisst, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1'000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte...»

Das ist das andere Bild: Heinrich Himmler, der das System der Konzentrationslager errichtete, der mit der Automatik eines Perfektionisten auch diesen mörderischsten aller Jobs erledigte. Gegenüber Adolf Hitler wurde ihm eine geradezu hündische Unterwürfigkeit bescheinigt. Er machte und er hätte alles gemacht, was sein Führer von ihm verlangte. Zeitlebens versuchte er die Wünsche Hitlers zu erfüllen, noch bevor der sie überhaupt formulieren konnte.

Und doch war Heinrich Himmler mehr als der Befehlsempfänger, zu allem bereit. Hannah Arendt hat im Zusammenhang mit Adolf Eichmann, einem engen Mitarbeiter Himmlers, von der Banalität des Bösen gesprochen. Himmler hatte nichts Banales. Als wäre er angetrieben worden vom Hass auf die eigene, schwache Seite, träumte er vom perfekten Menschen. Er war es, der die «Aktion Lebensborn» ins Leben rief, eine Zuchtanstalt für schöne blonde Arier. Das französische Burgund hatte er bereits für sich und seine Idee reservieren lassen. Dort, in diesem Landstrich, wollte er ein «Paradies der germanischen Rasse schaffen».

Der Publizist Joachim Fest nannte Himmler in seinem brillanten Buch *Das Gesicht des Dritten Reiches* einen «romantisch

überspannten Kleinbürger, der unter den Bedingungen einer Diktatur die Macht bekam, seine Neigungen blutig auszuleben». Und Fest konstatierte: Ein solcher Mann habe nur in einer Gesellschaft zum Zuge kommen können, die in sich völlig zerrüttet war.

Noch ein Bild: ein wahnsinniger Kleinbürger, der in den Konzentrationslagern die schrecklichsten medizinischen Menschenversuche anordnete – und gleichzeitig in den KZ Kräutergärten anlegen liess. Was in seinem Hirn möglicherweise irgendwie dasselbe war.

MARTIN BORMANN war 45 Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging, als er starb. Er war der Prototyp eines Mannes, der nur eines in seinem Leben wollte: die Macht. Dafür hatte er die idealen Voraussetzungen: brutal, ehrgeizig, durchsetzungsstark, misstrauisch, intrigant. Hätte er das Glück gehabt, in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hineingeboren worden zu sein, wäre seine Karriere vermutlich ähnlich steil, nur ein wenig friedlicher verlaufen.

Hitlers Sekretär. So lautete sein offizieller Titel. Er selbst sagte einmal seiner Frau, lange vor dem Ende des Tausendjährigen Reichs, wenn sie irgendwann seine Todesfeier organisieren müsse, solle sie all seine Orden und Medaillen auf keinen Fall aufbewahren, das würde einen falschen Eindruck entstehen lassen von dem, «was ich wirklich geleistet habe». Er sah sich als der Strippenzieher hinter Hitler, der mehr Einfluss auf die Politik ausübte als irgendeiner sonst. Und damit hatte er wohl Recht. In Nürnberg wurde er in Abwesenheit zum Tode verurteilt, weil er an allen Nazi-Verbrechen, von der Judenverfolgung bis zur Kriegsführung, wesentlich beteiligt war.

Das Bild von Martin Bormann ist geprägt von Fotos. Auf Gruppenaufnahmen hält er sich meist im Hintergrund, sonst sieht man ihn oft an der Seite Hitlers, ein feister Mann, den Kopf nahe des «Führers» Ohr. Martin Bormann wird im Gedächtnis bleiben als der düstere, unförmige Schatten des Nationalsozialismus. Auch wenn sein Sohn, ebenfalls mit Vornamen Martin, etwas anderes meinte, klingt der Titel seiner Autobiographie durchaus bezeichnend: *Leben gegen den Schatten*.

Niemand konnte diesen Typ leiden. «Alle haben ihn gehasst», sagte Parteigenosse Hans Frank, «wobei das Wort Hass zu wenig ist.» Bormann spitzelte, liess spitzeln, nützte sein Geheimwissen für Intrigen aller Art. Gab es bei den anderen Nazi-Schergen wenigstens die eine oder andere Sekretärin, die nichts auf ihren Chef kommen liess – Bormann hatte nur Feinde.

Auch über den Privatmann wird nicht viel Freundliches berichtet. Er setzte seine Macht ein, um Geliebte zu sammeln. Er informierte brieflich seine Frau, in fröhlichem Ton, wenn er wieder erfolgreich gewesen war. Er solle nur aufpassen, schrieb sie einmal zurück, dass er seine Geliebte und sie, seine Ehefrau, nicht gleichzeitig schwängere, damit er immer eine «voll tüchtige Frau» zur Verfügung habe.

BALDUR VON SCHIRACH war so etwas wie der Benjamin der Nazi-Heroen. Seine Beziehung zu Hitler begann, als der Student aus gutem Hause, gerade mal 20 Jahre alt, Hitler davon überzeugte, er müsse seine Bewegung unbedingt auf die Universitäten ausdehnen. Hitler war zunächst skeptisch, weil ihm alles Intellektuelle verhasst war. Aber je mehr Studenten ihn bei seinen Reden feierten, desto enger wurde sein Kontakt zu Schirach. Als Schirach später heiratete, die Tochter von Hitlers Leibfotografen

Hoffmann, bekam das Ehepaar einen deutschen Schäferhund zur Trauung geschenkt.

Baldur von Schirach schaltete Anfang der 30er Jahre sämtliche Jugendeinrichtungen gleich, machte die Hitlerjugend zum Pflichtprogramm. Er war es, der Hitlers schwärmerische Vorstellung von der Jugend umsetzte. Die Diktatur des Nationalsozialismus war auch eine Diktatur der Jugendlichkeit, der Schönheit, der Kraft. Der Nationalsozialismus gab den jungen Menschen das Gefühl, ihnen allein gehöre die Zukunft, so sehr, dass es auch lohne, dafür zu sterben.

Wie Himmler war auch er persönlich der Antityp von dem Ideal, das er predigte. Von Statur und Auftreten eher bräsig, den schönen Künsten zugewandt (er schrieb schwülstige Gedichte an den «Führer»), alles andere als ein Draufgänger. Im Grunde war er ein introvertierter, düsterer Sonderling, der schon in jungen Jahren eine tiefe Todessehnsucht in sich entdeckte.

Er war der Verführer, der hunderttausende von Jugendlichen ins Unglück trieb. Später stellte er sich gerne wehleidig als der selbst Verführte dar. Im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess sagte er, er habe zu seiner Entlastung eigentlich nur eines anzu merken: Er habe an Hitler geglaubt, er habe geglaubt, dieser Mann werde die «Jugend glücklich machen».

Nach 20 Jahren Haft holten ihn seine Kinder vom Gefängnis in Berlin-Spandau ab. Halb erblindet, ein gebrochener Mann. Jugendführer der NSDAP wurde er mit 24. Gestorben ist er mit 67. Auf seinem Grabstein steht: «Ich war einer von euch.»

HANS FRANK war, wie Joachim Fest schreibt, eine der gebrochensten Erscheinungen im nationalsozialistischen Führerland. Einerseits schwach, weich, unsicher, andererseits angezogen vom

Brutalen, Barbarischen. Und er beschloss schon früh, dass ihm jedes Mittel, auch das grausamste, recht sein würde, die nationalsozialistische Ideologie umzusetzen. Dieser Beschluss wurde Wirklichkeit.

Hans Frank war bayerischer Justizminister, Leiter des Rechtsamtes der NSDAP, dann Generalgouverneur von Polen, Spezialauftrag Massenmord. Als er von den Amerikanern verhaftet wird, versucht er Selbstmord zu begehen, schneidet sich die Pulsadern auf, nicht weit genug. Er übergibt den Amerikanern Kunstschatze im Wert von mehreren Millionen Dollar, die er den Sterbenden abnehmen liess, sowie sein 38-bändiges Tagebuch. Fassungslos werden die Amerikaner seine exakte Buchführung studieren. Dialoge mit Hitler etwa notierte er: «Mein Führer, ich melde, dass ich heute wieder 150 '000 Polen vernichtet habe... »

In den Monaten, bevor er gehenkt wurde, entdeckte Hans Frank den katholischen Glauben in sich, versuchte auf diese Weise seiner Schuld zu entkommen. In einem Gespräch mit einem Gefängnisarzt sagte er einmal: «Ich bin zwei Menschen, der schwache Frank und der andere, der Nazi. Und der eine fragt den anderen immer: Was hast du gemacht?»

Als Vermächtnis des Hans Frank an seine Nachwelt folgen nun zwei Zitate, ein Tagebucheintrag vom 16. Dezember 1941 und ein Auszug aus seinem Schlusswort im Nürnberger Prozess, das von Beobachtern als besonders verlogen empfunden wurde.

16. Dezember 1941:

«Die Juden sind auch für uns ausserordentlich schädliche Freser. Wir haben im Generalgouvernement schätzungsweise 2,5, vielleicht mit den jüdisch Versippten und dem, was alles dranhängt, jetzt 3,5 Millionen Juden. Diese 3,5 Millionen Juden kön-

nen wir nicht erschiessen, wir können sie nicht vergiften, werden aber trotzdem Eingriffe vornehmen können, die irgendwie zu einem Vernichtungserfolg führen... Wo und wie das geschieht, ist eine Sache der Instanzen, die wir hier einsetzen und einsetzen müssen und deren Wirksamkeit ich Ihnen rechtzeitig bekanntgeben werde.»

Schlusswort in Nürnberg:

«...Wir haben am Anfang unseres Weges nicht geahnt, dass die Abwendung von Gott solche verderblichen, tödlichen Folgen haben könnte und dass wir zwangsläufig immer tiefer in Schuld verstrickt werden könnten. Wir haben es damals nicht wissen können, dass so viel Treue und Opfersinn des deutschen Volkes von uns so schlecht verwaltet werden könnte. So sind wir in der Abwendung von Gott zuschanden geworden und mussten untergehen. Es waren nicht technische Mängel und unglückliche Umstände allein, wodurch wir den Krieg verloren haben. Es war auch nicht Unheil und Verrat. Gott vor allem hat das Urteil über Hitler gesprochen und vollzogen über ihn und das System, dem wir in gottferner Geisteshaltung dienten...»

HERMANN GÖRING hat gerne Sätze wie diesen über sich selbst gesagt: «Ich bin, was ich immer gewesen bin: der letzte Renaissance-Mensch.» Die grosse Pose, das war immer sein Ding. «Ich war der Einzige, der neben Hitler eine eigene Autorität hatte.» Das stimmte. Als hochdekoriertes Jagdflieger kehrte er aus dem Ersten Weltkrieg zurück. Was ihn früh zu den Nazis stossen liess, war nicht deren Ideologie, «dieser Kram hat mich nie interessiert», sondern deren Idee des Kampfes, «der Kampf selbst war meine Ideologie». Hitler schätzte an Göring, dass für ihn ein «Es geht nicht» nicht existierte:

«Wenn ich mit Göring spreche, ist das für mich jedes Mal wie ein Stahlbad.»

Das ist das eine Bild: der brutale Kampfmensch, der über Leichen ging und mit diesen Eigenschaften eine massgebliche Rolle in der Zeit bis zur Machtergreifung spielte. Als er in dieser Zeit einmal seine kurze Verspätung auf einem Empfang des britischen Botschafters Sir Eric Phipps mit dem Hinweis begründete, er komme gerade von der Jagd, antwortete der Engländer kühl: «Auf Tiere, wie ich hoffe.»

Zum anderen war Göring so etwas wie ein Prototyp des Machtpolitikers, der schon nach kurzer Zeit auf dem Thron den Zugang zu jeder Realität verlor. Er häufte Posten an und sammelte Orden, er bereicherte sich gnadenlos selbst und spielte zu Hause am liebsten mit seinen Hauslöwen. Er war fett geworden, in höchstem Masse morphiumsüchtig. Aus dem Kriegshelden von einst war ein Heldendarsteller geworden. Als die einzige Tochter Edda auf die Welt kam, war das eine Überraschung, denn Göring galt aufgrund einer Kriegsverletzung als zeugungsunfähig. Und die Deutschen gestatteten sich einen Witz: Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage.

Hermann Göring wurde in Nürnberg zum Tode verurteilt: Er sei die treibende Kraft bei den Angriffskriegen gewesen und der Urheber des Unterdrückungsprogramms gegen die Juden. In der Nacht vor der Hinrichtung vergiftete er sich.

RUDOLF HESS war sicher der geheimnisvollste unter den Nazi-Chefs. Ein düsterer, zerstörter Charakter, der erst zum Leben erweckt wurde durch seine grenzenlose Bewunderung für Adolf Hitler. «Ich liebe den Gedanken», sagte er, «Wachs in fremden Händen zu sein.»

Lange sah es so aus, als würde die Ehe von Rudolf Hess kinderlos bleiben. So sehr hatten sie es sich gewünscht, bei immer neuen Wunderheilern hatten sie Hilfe gesucht. Doch dann klappte es doch noch. Der kleine Wolf-Rüdiger kam auf die Welt, und der Vater tanzte vor Freude, wie es hiess. Der arme Wolf-Rüdiger: Sein Vater wurde für ihn zu einer Lebensaufgabe.

Zu seiner Geburt wurden alle Gauleiter angewiesen, dem Führerstellvertreter ein Säckchen mit deutscher Erde aus jedem Gau zu schicken. Diese Erde wurde unter eine speziell angefertigte Wiege gestreut, sodass das Kind sein Leben symbolisch auf deutscher Erde begann.

Hess sass wie Hitler im Landsberger Gefängnis nach dem missglückten Putsch und wirkte mit bei der Abfassung von *Mein Kampf*. Er war Hitlers Stellvertreter, hielt jedes Jahr die Weihnachtsansprache und galt früh als ein Wirrkopf, der ständig in der Angst lebte, mit irgendwelchen Lebensmitteln vergiftet zu werden. Alles an ihm war rätselhaft: der merkwürdige Flug nach England im Jahr 1941, die dortige Gefangenschaft, sein Verhalten im Nürnberger Prozess und schliesslich sein Tod in Spandau im Jahre 1987, nach mehr als 40-jähriger Haft, die letzten 20 Jahre als einziger Häftling in einem riesigen Gefängnis.

Das Manuskript von 1960: Wolf-Rüdiger Hess und die Nazi-Frauen

«Wie ist das Lager?» – «Total verwandt.» Die Wachmänner grinsten und führten die prominenten Nazi-Frauen – «Prominent Wives of Nazi Chiefs» – durch das Lagertor.

Ilse Hess war nicht die einzige, die auf diese Weise ihr erstes Rendezvous mit Wanzen hatte. Der 3. Juni 1947 war in Bayern der Tag, an dem sämtliche Frauen der in Nürnberg verurteilten oder hingerichteten Naziführer verhaftet wurden. Sonderminister Alfred Loritz gab das am Vormittag in einer Pressekonferenz in München bekannt.

Der amerikanische Bildreporter Daniel de Luce wartete das Ende der Pressekonferenz nicht ab. Er setzte sich in seinen Chevrolet und jagte in die Jachenau, wo Henriette von Schirach, die Frau des zu 20 Jahren Gefängnis verurteilten Reichsjugendführers, mit ihren vier Kindern in einem Bauerngasthof wohnte.

Nazi-Frauen vor der Verhaftung – ein feines Thema für die amerikanischen Zeitungen.

«Ich möchte ein paar Bilder von Ihnen machen», sagte er und packte seine Kamera aus. «Wo sind die Kinder?»

«Die fangen Frösche an der Jachen», antwortete die Schirach und setzte misstrauisch hinzu: «Warum wollen Sie Bilder machen?»

«Sie werden heute noch verhaftet», erklärte der Amerikaner seelenruhig, «und kommen in irgendein Lager. Es sei denn, Sie verschwinden in die britische Zone, denn diese Anordnung gilt nur für Bayern.»

Daniel de Luce knipste die erschrockene Frau, trank eine Tasse Kaffee und fuhr wieder nach München zurück. Er war zufrieden. Er hatte seine Geschichte exklusiv.

Eine Stunde später wurde Henriette von Schirach auf dem Weg zum Dorf verhaftet. Sie riss sich los, sie versuchte, querfeldein zu entkommen. Der Polizist holte sie ein. «Seien Sie doch vernünftig», sagte er.

Aber sie war nicht vernünftig. Sie kratzte und spuckte und wurde schliesslich an den Haaren ins Auto gezerrt. Zurück blieben ihre vier Kinder: Robert, Richard, Klaus und Angelika, die sie nicht mehr benachrichtigen konnte.

Ihre erste Station war das Gefängnis in Tölz. In der Zelle traf Henriette von Schirach mit Luise Funk zusammen, deren Mann ebenfalls zwanzig Jahre bekommen hatte. Die Frau des ehemaligen Reichswirtschaftsministers trug ein kariertes Dirndl und hatte Erde an den Händen. Sie war bei der Gartenarbeit verhaftet worden.

«Gut, dass wir wenigstens zusammen sind», sagte Luise Funk.

Brigitte Frank, die Frau des hingerichteten Generalgouverneurs von Polen Hans Frank, wurde aus der Küche abgeholt.

Der Dorfpolizist von Neuhaus am Tegernsee kam ziemlich verlegen herein. «Frau Frank, da hab ich eine unglaubliche Nachricht bekommen...» Er räusperte sich.

«Was denn?»

«Ich muss Sie verhaften.»

«Sofort?»

«Ja.»

«Das war eines der seltenen Male», erinnert sich Niklas Frank,

der damals ein achtjähriger Junge war, «dass meine Mutter geweint hat. Sie hat sicher nicht für sich geweint, aber wir waren fünf Kinder und hatten wenig Geld im Haus.»

Niklas begleitete seine Mutter zum Bahnhof. Auch auf sie wartete das Lager Göggingen in der Nähe von Augsburg...

Im Forsthaus von Sackdillingen in Franken wurde Emmy Göring verhaftet. Sie lag mit Ischias im Bett und liess sich von zwei Ärzten Transportunfähigkeit bescheinigen. Ihr Rechtsanwalt erhob gegen die Verhaftung Einspruch.

Der Einspruch wurde zurückgewiesen. Man holte Emmy Göring mit dem Krankenauto. Sie nahm ein Nachthemd mit und einen schwarzen Mantel von Balmain, dem Pariser Modehaus, in dem sie früher eingekauft hatte.

Die kleine Edda, sieben Jahre alt, fragte beim Abschied: «Mutti, kann dich die Spruchkammer auch zum Tode verurteilen?»

«Nein, ganz bestimmt nicht.»

Emmy Göring wurde auf einer Bahre ins Lager Göggingen getragen.

Nun waren sie zusammen. Das Lagerleben begann.

In dem ehemaligen Fremdarbeiterinnen-Lager Göggingen lebten in fünf langen Baracken ungefähr tausend Frauen: Blitzmädel, KZ-Aufseherinnen, die Frauen der in Dachau und Mauthausen gehenkten SS-Männer, Prostituierte, Denunziantinnen. Nur ein Stacheldraht trennte sie von einem grossen Männerlager, in dem Soldaten des Afrikakorps, Staatssekretäre, Bankdirektoren, Offiziere und Schnapsler auf ihre Entlassung warteten.

«Es gab Liebesgeschichten und richtige Verlobungen mit den Männern hinter dem Stacheldraht und Ringtausch durchs Gitter», schreibt Henriette von Schirach über diese Zeit. «Eine Krankenschwester liebte einen Arzt im Männerlager. Sie hatte eine Chan-

ce, ihn morgens zu sehen, wenn sie die Urinproben der Krankenabteilung zur Untersuchung in die grössere Krankenstation des Männerlagers hinübertrug. Aber so viel Urinproben gab es ja gar nicht. So wurde die Lagerkontrolle täglich mit Kamillentee getäuscht. Es gab Männer, die mit Drahtscheren den Stacheldraht durchschnitten, um ein Mädchen zu umarmen, Männer, die einen ganzen Tag eingesperrt in einem Spind verbrachten, weil keine Möglichkeit des Rückzugs bestand.»

Es gab in Göggingen auch «internierte Babys». Sie schliefen in leeren Seifenkartons. Und täglich wurde ein Kübel Milch für sie angeliefert. Im Juni 1947 waren es acht, aber ihre Zahl erhöhte sich von Monat zu Monat. Die einen lernten laufen, die anderen wurden gerade geboren. Kinder der Gelegenheitsliebe hinter Stacheldraht. Hässliche, blasse, unterernährte Kinder, die ihre Väter nie kennenlernten und trotzdem gross wurden...

Jeden Tag holten die Wachen Frauen oder Mädchen zum Verhör. Diese Verhöre waren wichtig. Sie entschieden unter Umständen über die Freiheit.

Das Blitzmädel Judith schaffte es mit einem einzigen Verhör. Sie verwendete einige Stunden auf ihr Make-up. Wimperntusche, Lippenstift, ein Büstenhalter aus Golddraht, ein knapper Pulli – alles wurde aufgeboten. Judith sah prächtig aus, als sie losging.

Als sie nach dem Verhör in ihre Baracke zurückkam, packte sie ihren Kram zusammen und meinte: «Ich habe es satt hier zwischen den Ratten, ich will eine Badewanne, ich will essen, ich will leben. Lebt wohl, Kinder.»

Sie zog in die Villa des Lagerleiters, eines gewissen Mister Strauss. Das Wachkommando im Lager konnte bald ihre wunderschönen Nachthemden bewundern. Aber nicht sehr lange. Denn Judith bekam den Mister Strauss satt. Als er auf Dienstreise war, liess sie einen Spediteur kommen, lud das gesamte Mobiliar der

Villa auf, einen Schwung Konservendosen dazu, versah ihre Ausweispapiere mit gültigen Stempeln und verschwand.

Mister Strauss wurde versetzt. Und tausend Frauen lachten. Sie hatten sonst so wenig zu lachen...

Wenn sich der Lautsprecher einschaltete, verstummten alle und horchten angstvoll auf die Durchsage: «In Landsberg wurden heute hingerichtet SS-Gruppenführer Wegener, SS-Obersturmführer Wieland, SS-Oberscharführer...» Nicht selten warf sich nach solchen Durchsagen eine verzweifelte Frau tränenüberströmt auf ihren Strohsack. Der Lautsprecher hatte den Tod ihres Mannes verkündet.

Die Frauen der «prominent Nazi Chiefs» blieben auch in Göggingen irgendwie prominent. Das brachte ihnen allerdings keine Vorteile ein. Sondern zum Beispiel überraschende Nachtappelle. Sirenen ertönten, Scheinwerfer leuchteten auf. «Alles raustreten», kommandierte ein Wachtposten.

Die Frauen mussten im Nachthemd in Reih und Glied antreten. Sie wurden besichtigt, angestarrt. Sie boten ein lächerliches Bild, und man gönnte es ihnen.

«Emmy!»

Frau Göring musste vortreten. Sie hatte sowieso mit dem Lagerleiter Krach, weil er nicht dulden wollte, dass sie immer wieder ein Bild von Hermann aufstellte.

«Ich habe Glück gehabt, da ich anscheinend die kameradschaftlichste Stube der bislang vorhandenen erwischte», schrieb Ilse Hess ihrem Mann nach Nürnberg. «Kommandiert werden wir von unserer Stubenältesten. Sie ist klein und zierlich, aber mit der tiefen Stimme eines Mannes, wie ein Schlot rauchend... Mein besonderer Liebling ist eine lebenskluge witzige alte Münchnerin, 63 Jahre alt, die Harlaching kennt und Deine Büros im Braunen Haus einmal putzte... An den Jungen darf ich nicht denken. Der

Gedanke an den kleinen Kerl ist noch eine ziemliche Anfechtung...»

Als Wolf-Rüdiger Hess seine Mutter zum ersten Mal in Göggingen besuchte, herrschten noch strenge Vorschriften. «Ich wurde in einen Besucherraum geführt. Meine Mutter sass am Ende eines langen Tisches. Ich konnte mich ihr gegenüber setzen und wir konnten uns in Gegenwart von Wachsoldaten ungefähr eine halbe Stunde lang unterhalten. Dann fuhr ich mit meiner Tante wieder nach Hindelang zurück.» In diesen Besuchsraum traten dann der Reihe nach auch die anderen Kinder: Edda Göring, Norman Frank, Robert von Schirach... Und immer die gleichen sorgenvollen Fragen wurden gestellt: Was ist los zu Hause? Hast du genug zu essen? Wie geht es in der Schule?

Am 18. Juli, einem heissen Sommertag, verkündete der Lautsprecher in der brütenden Mittagshitze: «Die sieben gefangenen Hauptkriegsverbrecher Hess, Raeder, Funk, Neurath, Dönitz, Speer und Schirach sind heute auf dem Luftweg von Nürnberg in die Festung Spandau bei Berlin verbracht worden.»

Am Nachmittag tauchte plötzlich der Nürnberger Gefängnispfarrer Achtermann bei den Frauen auf. «Die Abreise kam ganz überraschend. Die Amerikaner halten sich an das Potsdamer Abkommen», berichtete er. «Die Gefangenen müssen unter Viermächtekontrolle stehen. Wir haben ihnen Wolldecken und für jeden einen Pullover ins Flugzeug gepackt...»

«Dies ist der erste Brief aus dem neuen Quartier», schrieb Rudolf Hess am 3. August. «Es unterscheidet sich vom bisherigen grundsätzlich nicht. Zum weniger Angenehmen gehört, dass wir nur alle 28 Tage einen Brief vom Umfang des heutigen schreiben können. Wir dürfen im gleichen Zeitraum einen Brief empfangen. Zu den positiven Seiten des neuen Daseins gehört, dass die Zim-

mer frisch gestrichen und dadurch sauberer sind. Und stelle Dir vor: ich habe ein Kopfkissen, sogar mit Überzug, eine weissleinen umhüllte Matratze...»

Man gewöhnt sich an das Leben hinter Gittern – in Spandau und in Göggingen...

Das Lagerleben spielt sich ein. Neuerdings wird über den Lautsprecher Musik verbreitet und am Sonntag eine Predigt.

Eine Brauseanlage wird eröffnet. Auf schmalen Beeten darf Spinat gepflanzt werden. Und sogar der Schwarze Markt kommt in Schwung. Man kann Kaffee, Schokolade, Hautcreme, Zigaretten einhandeln. Aber man wird nicht entlassen.

Ise Hess stellte schliesslich bei der Lagerleitung den Antrag, ihren zehnjährigen Buben für einige Wochen ins Lager holen zu dürfen.

Der Antrag wurde genehmigt.

Der kleine Hess hielt seinen Einzug. Er schlief auf einem Feldbett neben der Mutter. Das Lager gefiel ihm nicht schlecht. Jedenfalls besser als die Schule.

Sein Beispiel sprach sich herum.

Nach Wolf-Rüdiger Hess traf die kleine Edda Göring ein. Blond, mit blauen Augen und runder Stirn. Das Ebenbild ihres Vaters...

Edda Göring brachte einen vollgepackten Rucksack mit ins Lager. Als ihn Emmy Göring auspackte, schauten die Frauen in der Baracke erwartungsvoll zu. Vielleicht kam eine Büchse Kaffee zum Vorschein. Oder eine Wurst. Oder wenigstens Hautcreme...

Aber in dem Rucksack war nur ein gelbbrauner Teddybär und vier verschiedene Anzüge für diesen Teddybär.

Edda lief auf langen, dünnen Beinen durch das Lager. Sie machte feine Knickse und konnte ein Gedicht von Adelbert Chamisso aufsagen. Vor noch nicht allzu langer Zeit hingen in jedem

deutschen Schreibwarengeschäft Glanzpostkarten von ihr, Porträts im Kinderwagen und im Park...

Der fast gleichaltrige Wolf-Rüdiger Hess hatte weder für Teddybären noch für Gedichte etwas übrig. Er schlüpfte jeden Tag durch den Stacheldraht hinüber ins Männerlager und vertrieb sich dort die Zeit. Zwischen Wachtürmen, Baracken und Latrinen fand er ein Stück Bubenromantik. Er konnte verbeulte Tropenhelme aufsetzen, Ratten jagen, alte Konservenbüchsen sammeln, tolle Geschichten hören. Am Abend, wenn er müde in die Baracke seiner Mutter schlich, schrieb er begeisterte Briefe nach Spandau.

«Und Schach willst Du auch lernen», antwortete sein Vater. «Sehr fein. Ich habe es mit zwölf Jahren beigebracht bekommen, zusammen mit Onkel Alfred, der damals ein Jahr jünger war als Du heute. Wir hatten beide Scharlach und durften lange nicht zu anderen Kindern ... Mit der Zeit brachte ich es dann so weit, dass ich als Soldat im Lazarett in St. Quentin während des Ersten Weltkriegs einen Berliner Schachmeister namens Cohn, der zwölf Schachpartien nebeneinander spielte, als einziger schlug.»

«Gestern Abend», schrieb er, «habe ich viel an Dich gedacht. Im Bilde hab ich Dich ja nun gross und leibhaftig vor mir. Und daneben sah ich im Geist noch manches andere, so den Kopf von Mutti mit den gleichen hellen Haaren wie den Deinen. Ein paar Tage vorher waren es zwanzig Jahre, dass wir getraut wurden – wie die Zeit dahinjagt...»

Der Brief trug das Datum des 25. Dezembers 1947. Gestern Abend – das war die Christnacht gewesen. Im Gefängnis Spandau spielte der Häftling Funk auf einem Harmonium für seine Mit-häftlinge Weihnachtslieder. Im Internierungslager Göggingen brannten kleine, dürftige Christbäumchen. Und noch Hunderttausende anderer sassen in dieser Christnacht 1947 hinter Stacheldraht – irgendwo in Russland, in Sibirien, im Ural, die zerschun-

denen Soldaten eines verlorenen Krieges. Wussten sie überhaupt, dass Weihnachten war?

Ilse Hess wurde nach der Spruchkammerverhandlung am 23. März 1948 aus dem Lager Göggingen entlassen. Das Haus in Harlaching war selbstverständlich enteignet, das sonstige Vermögen verloren. Ilse Hess begann damit, sich in Bad Oberdorf eine bescheidene Existenz aufzubauen.

Wolf-Rüdiger trat in den Fussballverein Hindelang ein und gewann die ersten Skiabfahrten, aber die Zeugnisse, die er heimbrachte, waren miserabel.

«Ich ersehe aus Deinem Brief, lieber Buz», schrieb Rudolf Hess am 28. August 1949, «dass Du Dich auf dem Weg zum Fussballmeister befindest. Der ‚so gute Schuss links‘ eröffnet von vorneherein Aussicht auf ganz Grosses. Ich hoffe aber und nehme an, dass Du mit der Zeit dahinterkommst, dass die Bein- und Fussarbeit durch Kopfarbeit ergänzt werden muss. Und da Du bezüglich sonstiger Kopfarbeit im Zeugnis bestätigt erhalten hast, dass immerhin Begabung vorhanden ist, Du mehr leisten könntest, wenn Du Dich mehr anstrengtest, brauche ich wohl auch dieserhalb keine Sorge zu haben ... Du wirst mich schon nicht alarmieren, denke ich! Wenn Dich die liebe Faulheit abzuhalten sucht, Schularbeiten zu machen, denke daran, was ich von Dir erwarte. Kurz: zeig, dass Du ein kleiner Mann zu werden beginnst.»

Diesen Brief heftete Ilse Hess mit Reissnägeln ihrem Sohn über den Schreibtisch. Was Rudolf Hess ihr selbst zu diesem Thema geschrieben hatte, versteckte sie sorgfältig. «Mach Dir wegen Buz nicht allzu viele schulische Sorgen. Nach allem, was mir so im Laufe der vergangenen Jahre berichtet wurde, scheint mir die Veranlagung des Bürscherls absolut nicht besorgniserregend zu sein. Insgesamt muss ich in diesem Fall Speer zustimmen, der meinte, wir seien schrecklich leichtfertige Väter. Als eines seiner Brut ein sehr gutes Zeugnis heimbrachte, schrieb er

dieser Tochter, sie solle nur um des Himmels willen keine Musterschülerin werden – der Erfolg beim nächsten Zeugnis war durchschlagend... Die dazugehörige Mutter fand passende Worte gegenüber den väterlichen Erziehungskünsten...»

1951 pachtete Ilse Hess auf dem Gailenberg in der Nähe von Hindelang ein Bauernhaus und richtete dort eine Fremdenpension ein. Wolf-Rüdiger kam in ein Internat (kombiniertes Realgymnasium und Werkschulheim) am Fusse des Hohen Göll, eine Stunde von Berchtesgaden entfernt. Jeder Junge musste sich dort noch für ein Handwerk entscheiden. Hess ging in die Schreinerwerkstatt.

Jeden Monat kam ein Brief aus Spandau mit dem Absender: Alliiertes Militärgefängnis, Prisoner of War Rudolf Hess. Keiner der Mitschüler kümmerte sich darum. Keiner stellte eine Frage. Es war so etwas wie ein stillschweigendes Übereinkommen. Wenn zwölf Briefe gebündelt in der Schublade lagen, war wieder ein Jahr vorbei. In diesen zwölf Briefen musste so viel wie möglich gesagt werden, genug für dreihundertfünfundsechzig Tage...

Der junge Hess bekam die väterliche Erziehung als Fernkurs übermittelt.

«Du bestätigst, meinen langen, ganz an Dich gerichteten Brief bekommen zu haben», heisst es da einmal. «Interessehalber sah ich mir letzteren nochmals an; dabei stellte ich fest, dass ich darin nicht weniger als acht Fragen schrieb, von denen Du nur zwei glücklich beantwortet hast. Lies doch grundsätzlich, bevor Du schreibst, meinen letzten Brief wieder durch. Auch wenn keine Fragen darin gestellt sind, gehört es zum briefschreiberischen guten Ton, auf dies oder jenes, das der andere berührte, einzugehen. ‚Umso herzlichere Grüsse‘ ersetzen den fehlenden Teil nicht völlig, so sehr ich sie auch schätze...»

Und zum Thema Sprachlehre: «Bist Du Dir des Unterschieds zwischen ‚anscheinend‘ und ‚scheinbar‘ bewusst? Die Mehrheit

der Deutschen wirft sie durcheinander. Ich erkläre es Dir jetzt...»

1953 flog das Internat in Berchtesgaden mit einem Skandal auf. Zwei Lehrer wurden wegen homosexueller Umtriebe verhaftet. Ilse Hess holte ihren sechzehnjährigen Sohn schleunigst nach Hause. Wolf-Rüdiger sollte nach Salem.

Aber die Schlossschule Salem lehnte höflich und bestimmt ab. «Der Markgraf Berthold von Baden sieht sich ausserstande, den Sohn des ehemaligen Führerstellvertreters in seine berühmte Schule aufzunehmen.»

So kehrte Wolf-Rüdiger Hess nach Berchtesgaden zurück. Christophorus-Schule hiess sein Internat jetzt. Es gehörte dem christlichen Jugenddorf.

Ein Tag, den er nicht vergessen wird, war der 26. April 1955. Ein trüber Tag. Der Nebel verhüllte die Berge und legte sich schwer auf das Berchtesgadener Tal.

Es regnete dünn und unangenehm. Die beiden jungen Männer, die auf steilen und schmalen Wegen beinahe querfeldein nach Berchtesgaden hinuntergingen, waren trotzdem bester Stimmung.

Mit ihren Lodenumhängen und Bergstiefeln sahen sie aus wie Holzfäller.

«Wieviel Geld hast du dabei?» fragte Wolf-Rüdiger Hess.

«Drei Mark. Und du?» fragte Heinz Hartmann zurück.

«Einsfünfzig.»

«Das reicht», grinste Hartmann. «Vier Schoppen Wein, einmal Zigaretten – das macht zusammen vier Mark vierzig. Bleiben uns noch zehn Pfennig übrig.»

«Wenn uns aber die Kellnerin noch Salzstangen auf den Tisch stellt?»

«Sie soll es wagen», meinte Hartmann.

Die beiden hatten eine Lateinstunde hinter sich und eine Tanzstunde vor sich. Unter dem Regenumhang trugen sie ihren besten Anzug, Krawatte, weisses Hemd.

Nach der Tanzstunde würden sie mit Karin und Sigrid ins Café Fischer gehen. Für vier Mark vierzig, mit zehn Pfennig Reserve.

Die ersten Häuser von Berchtesgaden tauchten im Nebel auf. Sie erreichten eine Strasse und gingen schneller.

«Geht Karin noch in die Schule?» fragte Hartmann.

«Ja. In das Töchterheim Heydeneck oder so ähnlich. Ihr Vater ist anscheinend Möbelfabrikant, jedenfalls hat sie mich gleich gefragt, ob ich mit Möbel-Hess verwandt bin.»

Die beiden lachten.

In einem Durchgang gegenüber dem Bahnhof Königsee wechselten sie die Schuhe und rollten ihre Regenumhänge zusammen.

«Wir kommen jetzt gerade recht», sagte der junge Hess mit einem Blick auf die Bahnhofsuhr.

Sie bogen in eine Seitenstrasse ein und hätten jetzt noch ungefähr hundert Meter zu gehen gehabt. Da sah Hartmann die regennasse Zeitung an der Wand des Kiosks. Er blieb betroffen stehen.

«Was ist los?» fragte Wolf-Rüdiger Hess.

«Dein Vater», sagte Hartmann leise und deutete auf den Zeitungsständer.

Die Schlagzeile war rot: Rudolf Hess macht Selbstmordversuch! Darunter standen schwarze Buchstaben, aber sie verwischten sich für den jungen Hess.

Er riss die Zeitung vom Ständer und überflog die Meldung: «Wie Associated Press aus Spandau erfährt, hat der zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilte ehemalige Stellvertreter des Führers gestern durch Einnehmen eines Insektenvertilgungsmittels einen Selbstmordversuch unternommen... Der Häftling ist schwer erkrankt... Lebensgefahr soll jedoch nicht mehr bestehen...»

Hartmann hatte inzwischen sämtliche Abendzeitungen gekauft. «Es steht überall dasselbe drin», sagte er.

Wolf-Rüdiger brachte lange kein Wort heraus. «Servus, Heinz», sagte er schliesslich.

«Wo willst du hin?»

«Zur Schule zurück und mit meiner Mutter telefonieren.»

«Nein, Unsinn.»

«Selbstverständlich.»

Sie vergassen, sich wieder Bergstiefel anzuziehen. In ihren fein geputzten Schuhen rannten sie den Weg zurück. Hartmann hatte Mühe, dicht hinter seinem Freund zu bleiben. Gesprochen wurde nichts.

Hess telefonierte vom Zimmer des Heimleiters aus. Es dauerte ewige Minuten, bis die Verbindung nach Hindelang zustandekam. Ilse Hess sagte sofort: «Ich glaube es nicht, Buz.»

«Was glaubst du nicht?»

«Den Selbstmordversuch. Vielleicht war es nur ein Unfall...»

«Unfall mit Insektenpulver?»

Die Leitung knackte. Sonst war es still. «Soll ich heimkommen?» fragte Buz.

«Nein. Ich habe Rechtsanwalt Seidl alarmiert. Ich rufe dich an, wenn er etwas herausgebracht hat.»

«Soll ich nicht doch heimkommen?»

«Nein. Gute Nacht, Buz.»

Der junge Hess ging in sein Zimmer zurück. Hartmann stand am Fenster und schaute in die neblige Nacht hinaus. Er drehte sich um, als er die Türe hörte.

Sie zündeten sich Zigaretten an.

«Ich muss immer an diesen amerikanischen Arzt Vancil denken», sagte Wolf-Rüdiger Hess leise. «Nach seinem Besuch in Spandau haben ihn Reporter nach seinen Eindrücken gefragt. Ich würde lieber tot sein, als hier leben, hat er geantwortet...»

«Und was schreibt dein Vater?»

«Nichts darüber. Er beklagt sich nie. Seine Briefe an mich sind

immer so, als sei er nur irgendwo in Ferien, verstehst du?»

Heute war die Nacht der Väter.

Die beiden Freunde sassen auf dem Bett, rauchten und redeten. Sie beschworen Gesichter herauf, die sie nicht mehr in Wirklichkeit kannten. Sie kramten in Erinnerungen wie zwei alte Männer.

Der Vater von Heinz Hartmann war bei Monte Cassino gefallen, als sein Sohn sieben Jahre alt war.

Zwei Tage später dementierte die Spandauer Gefängnisleitung die Meldung, Rudolf Hess habe einen Selbstmordversuch unternommen. Sie dementierte ohne nähere Erklärung.

«Ist er krank?» wollten die Reporter unbedingt wissen.

«Kein Kommentar.»

Associated Press berichtete ungefähr eine Woche darauf, dass Rudolf Hess in Hungerstreik getreten sei.

Es dauerte einen Monat, ehe Wolf-Rüdiger wieder einen Brief seines Vaters bekam. «Ihr scheint mir auf irgendein Zeitungsentlein hereingefallen zu sein. Es kann gar keine Rede davon sein, dass ich ,das Rennen aufgeben wollten Richtig ist, dass es mir eine Zeitlang gesundheitlich weniger gut ging. Ich hatte keinen Appetit, ass nur sehr wenig, ich nahm entsprechend ab. Inzwischen esse ich wieder mit Appetit und nehme auch wieder zu. Ihr könnt also ganz beruhigt sein...»

Wolf-Rüdiger bestand die Gesellenprüfung des Schreinerhandwerks, gewann die Chiemgau-Skimeisterschaft und machte im Sommer 1956 sein Abitur. Noch im selben Jahr schrieb er sich an der Technischen Hochschule in München ein und begann sein Studium als Bauingenieur.

Und um Geld zu verdienen, arbeitete er als Werkstudent, Theaterstatist, Zeitungsträger und Hilfslehrer. «Nächstes Jahr gehe ich als Holzfäller nach Schweden», sagte er.

Soweit war es ein normales Studentenleben. In das Rampenlicht der Öffentlichkeit trat dieser Student erst, als er den Wehrdienst verweigern wollte. Die Scheinwerfer richteten sich auf ihn. Der Sohn von Rudolf Hess, der Sohn von Rudolf Hess...

Zweimal trat Wolf-Rüdiger Hess heuer vor einen Prüfungsausschuss der Kriegsdienstverweigerer. Das erste Mal am 23. Februar im Kreiswehrrersatzamt, das zweite Mal am 19. Juli im Bezirkswehrrersatzamt. Die erste Verhandlung dauerte eine halbe Stunde, die zweite Verhandlung eine Stunde. Zweimal versuchte der junge Hess den Richtern seine Gewissensnot deutlich zu machen.

«Mein Vater ist verurteilt worden, weil er 1936 mithalf, eine deutsche Wehrmacht zu gründen. Er wird deshalb heute noch von den Amerikanern, Engländern, Franzosen und Russen festgehalten. Ich soll nun zu einer neuen deutschen Wehrmacht einrücken, die von den Amerikanern, Engländern und Franzosen gefordert und unterstützt wird... Sie werden dafür Verständnis haben, dass ich das nicht kann...»

«Ich verweigere den Kriegsdienst weder aus religiösen, noch aus weltanschaulichen Gründen», betonte Wolf-Rüdiger Hess in beiden Verhandlungen. «Ich würde meinen Antrag sofort zurückziehen, wenn mein Vater aus der Haft entlassen werden würde.»

Die Urteilsberatung dauerte beim Kreiswehrrersatzamt fünf und beim Bezirkswehrrersatzamt zwanzig Minuten. Das Ergebnis war das gleiche. «Der Wehrpflichtige ist nicht berechtigt, den Dienst mit der Waffe zu verweigern. Er steht auf Grund des Musterungsbescheides für den Grundwehrrdienst zur Verfügung. Ort und Zeit des Dienstantritts werden durch den Einberufungsbescheid bekanntgegeben.»

Die zweite Instanz bescheinigte ihm, dass sein Antrag aus dem Verhältnis Vater-Sohn verständlich sei und von Familiensinn

zeuge, aber im Sinne des Gesetzes nicht gebilligt werden könne.
«Der Wehrpflichtige steht nach Überzeugung der Kammer nicht unter einem unabweisbaren Gewissenszwang.»

So wird der Sohn des Hauptangeklagten Nummer zwei im Nürnberger Prozess sehr bald die Uniform anziehen müssen. Es sei denn, er entschliesst sich noch in letzter Minute, das Verwaltungsgericht in München als dritte Instanz anzurufen und Klage gegen die Bundesrepublik Deutschland zu stellen.

Auf einer Homepage geht die Geschichte weiter

Er hätte immer noch so viele Fragen. An ihn. Das wäre sein grösster Wunsch: ihm diese Fragen stellen zu können. Für ihn wäre das so, wie wenn man ein Orakel befragen könnte, ja, fast einen allwissenden Gott, der alle Zweifel aus dem Weg räumt. Denn mehr kann man einen toten Vater nicht lieben, verehren, bewundern, als er es tut. Was Rudolf Hess gesagt, geschrieben hat, sein Leben lang, war für Wolf-Rüdiger Hess immer die Bibel. Und was er noch alles zu sagen gehabt hätte, sagt der Sohn verzweifelt, «was für eine deutsche Tragödie, dass diese Quelle versiegt ist, bevor sie sprudeln konnte».

Rudolf Hess starb 1987 in Spandau, im Militärgefängnis der Alliierten. 93 Jahre war er alt, der Stellvertreter des «Führers». Offizielle Todesursache: Selbstmord durch Erhängen. Der Sohn ist davon überzeugt, dass er umgebracht worden ist, der geliebte Vater, um den sich doch sein ganzes Leben gedreht hat. Er redet von Beweisen, von sicheren Erkenntnissen. Aber keiner möchte es hören. Auch das ist ein Grund, warum Wolf-Rüdiger Hess heute so bitter und hasserfüllt auf die Welt blickt.

Seine Fragen. Was hast du damals mit Hitler geredet, bei eurem letzten Gespräch unter vier Augen, bevor du 1941 nach England geflogen bist, vor deinem Friedensflug? Was genau wusste der «Führer», was habt ihr abgesprochen? «Ich bin sicher», sagt Wolf-Rüdiger Hess, «dass Hitler von dem Flug wusste, in allen Einzelheiten. Es ist überliefert, dass dieses letzte Gespräch sehr hitzig und laut gewesen sein muss. Am Ende hat Hitler zu ihm gesagt, Hess, Sie sind und bleiben ein Sturkopf.» Er, der Sohn, wirkt gerührt, als er das erzählt. Wie wenn er denken würde: Mensch, mein Vater und der grosse «Führer».

Er würde auch fragen, was er an diesem letzten Tag mit Rosenberg gesprochen hat. Aber natürlich würde sich die Neugier des Sohnes nicht nur um diesen Englandflug drehen. Nein, die Frühzeit der nationalsozialistischen Bewegung würde er so gerne geschildert bekommen, die Anfänge. Das muss eine grossartige Zeit gewesen sein, diese ersten Jahre, faszinierend, sagt er, «einfach einzigartig». Er wollte immer seine Mutter überreden, dass sie ihre Erinnerungen an diese Anfangsjahre auf Tonband spricht, «ich habe ihr extra eins gekauft, aber sie hat es nicht gemacht. Ein paar Mal hat sie was draufgesprochen, aber dann hat sie alles wieder gelöscht. Warum, weiss ich nicht. Sie hat nie gerne von früher erzählt. Jetzt ist sie tot. Jetzt ist es zu spät.»

Wir sitzen in einer bayerischen Gaststätte im Münchner Vorort Gräfelfing. Wolf-Rüdiger Hess sieht die Speisekarte durch, recht lange, «obwohl ich eh schon weiss, was ich will. Immer schau ich die Karte durch, und esse am Ende einen Schweinsbraten.» Die Kellnerin kommt, und er bestellt einen Schweinsbraten. Man sieht ihm seinen Gesundheitszustand nicht an: Ein stattlicher Mann mit sehr hoher Stirn und Haarkranz, gerötetes Gesicht. Der

erste Eindruck könnte auch sein: gemütlicher, barocker Typ. Er sagt, er habe durchaus auch ein lustvolles, lustiges Leben geführt. Hatte und hat er auch Kontakte, die nichts mit dem Schicksal des Vaters zu tun hatten? Ja, meint er, klar, Kartenrunden, Sportfreunde, so was in der Richtung, «da habe ich nicht über meinen Vater gesprochen». Aber natürlich habe die meiste seiner privaten Zeit das Engagement für den Vater beansprucht. In einem Interview vor einigen Jahren hat er einmal gesagt: «Ich hatte keine Freizeit, meine Freizeit ging für meinen Vater drauf.»

Er ist Dialysepatient. Das bedeutet, seine Nieren sind kaputt. Schon lange, schon seit neun Jahren. Dreimal die Woche muss er zur Blutwäsche. Sechs Stunden dauert das, da liegt er in einem ambulanten Krankenzimmer «mit Fernseher, Kopfhörer und alles». Danach sei man völlig erschöpft, ausgelaugt, «ein paarmal bin ich am Ende einer Dialyse zusammengebrochen, so fertig war ich. Ansonsten geht man nach Hause und legt sich ins Bett. Mehr geht nicht.» Er steht auf der Warteliste für eine Nierentransplantation, die grosse, einzige Hoffnung. Aber zu viele Todkranke stehen auf dieser Liste, es gibt zu wenig Spenderorgane. Ob es noch klappt eines Tages? Er gibt sich pessimistisch, «es sieht nicht gut aus». Er sagt auch, der Medizinapparat verdiene mit diesen Dialysen auch viel Geld, zu viel, um wirklich an diesem System etwas ändern zu wollen. Sein Misstrauen ist jedenfalls auch in diesem Punkt stark ausgeprägt.

Auf einer seiner vielen Afrikareisen in den 60er und 70er Jahren hatte er sich eine gefährliche Wurmerkrankung eingefangen. Mehrmals musste er sich zur jeweils mehrwöchigen Behandlung in das Hamburger Tropeninstitut begeben. Seine Theorie ist, dass

dieser schwere medikamentöse Dauerbeschuss seine Nieren auf Dauer geschädigt hat.

Sein Aufenthalt in Südafrika, sagt Wolf-Rüdiger Hess, sei eine seiner Wegmarken im Leben gewesen. Nicht wegen der Krankheit, nein. Damals habe er zum ersten Mal erlebt, was der Unterschied sei zwischen der Wahrheit, die einhellig in den Medien beschrieben wird, und der wirklichen Wahrheit. Was er damit meine? Nun ja, sagt er, überall sei man sich doch einig gewesen, wie furchtbar dieses Apartheid-Regime gewesen sei, mit der Unterdrückung der schwarzen Bevölkerung. Wir streiften das Thema nur am Rande, aber die paar Sätze, die er dazu sagt, lassen sich in etwa so zusammenfassen: Die Rassentrennung sei doch die einzige Lösung, klar, unter Führung der Weissen, von wem sonst. Wir vertiefen das Thema nicht weiter.

Es sah lange so aus, als würde kein Treffen zwischen uns zustande kommen. Wegen seiner angegriffenen Gesundheit und seiner deshalb stark dezimierten Zeit, antwortete Wolf-Rüdiger Hess auf meinen ersten Brief, würde er nur ausgewählte Besucher empfangen. Ich solle ihm also genau schreiben, was ich von ihm wissen möchte. Danach werde er entscheiden, ob dieses Projekt für ihn interessant sei. Im Übrigen könne er sich nicht mehr an die Begegnung mit meinem Vater vor rund 40 Jahren erinnern.

Es ist gar nicht so einfach, ein paar Zeilen so zu formulieren, dass jemand, den man unbedingt treffen möchte, sozusagen anbeisst. Wenn man so will, ist mein Blickwinkel der Blickwinkel eines Voyeurs. Also schrieb ich, dass ich mich für die Theorie des Mordes an seinem Vater interessiere, dafür, wie Familien in schwierigen Zeiten zusammenstehen. So etwas Ähnliches. Er ant-

wortete in ein paar dünnen Zeilen, all das sei für ihn nicht interessant. Ich solle seine Bücher lesen. Sorry.

Als Nächstes, einige Wochen später, schrieb ich, ich würde mich mit ihm gerne über den Nationalsozialismus im Allgemeinen unterhalten. Wie er denn finde, dass die Aufarbeitung der Vergangenheit gelaufen sei. Wie denn sein Fazit ausfalle. Ziemlich schnell kam ein Fax zurück: O.k., Hartnäckigkeit werde bei ihm belohnt, ich könne kommen.

Er holt mich ein paar Tage später in einem schweren, blauen Mercedes vom S-Bahnhof ab. Die Geschichte, wie sie mein Vater geschrieben hat, endete im Jahr 1959. Heute ist ein schöner Märztag des Jahres 2000. Wie sind diese 41 Jahre, die dazwischen liegen, für ihn verlaufen, wie ist nun seine Geschichte weitergegangen?

Wolf-Rüdiger Hess hat sein Ingenieurstudium mit besten Noten beendet. Er trat in ein Ingenieurbüro ein, das erfolgreich von einem Mann mit Vergangenheit, ebenfalls im Stab von Albert Speer in führender Position tätig, geführt wurde. Wolf-Rüdiger Hess machte so etwas wie Karriere, er verdiente schnell gut. Er war jahrelang als Berater bei Bauprojekten in verschiedenen arabischen Ländern. Grosser Mercedes, ein Haus in einem noblen Vorort Münchens, all das kann er sich leisten. Seine schönste Arbeit, sagt er, war die Entwicklung eines neuen Grossflughafens in Hamburg. 100 Leute und mehr hatte er unter sich, er war der Koordinator. Aus politischen Gründen wurde dieser Flughafen dann am Ende aber nicht gebaut. Schade, sagt er. Und er fügt hinzu: Jetzt werde vermutlich in Berlin-Schönefeld ein Riesen-Airport gebaut. Das würde ihn reizen. Seine Erfahrung könnte da helfen. Vielleicht biete er seine Hilfe an. Und in diesem Moment, als er

das sagt, klingt es ernst gemeint. Vielleicht mit einer neuen Niere. Vielleicht kann er doch noch mal was tun.

Die Sache mit dem Wehrdienst kam zu einem guten Ende. Wolf-Rüdiger Hess wurde schliesslich im Jahr 1964 als Kriegsdienstverweigerer anerkannt. Man kann davon ausgehen, dass da etwas nicht ganz mit rechten Dingen zuging. Denn natürlich konnte seine Begründung – die Haft des Vaters – für die Wehrdienstverweigerung nicht akzeptiert werden. Wäre es nach striktem Recht und Gesetz gegangen, hätte der Sohn möglicherweise dafür sogar ins Gefängnis gehen müssen. Er wäre sicher dazu bereit gewesen, für den Vater ins Gefängnis zu gehen. Aber irgendwann in diesem Verfahren gab es wohl irgendjemanden in einer Behörde, der keine Schlagzeilen im Sinn hatte und diesen Fall vor allem vom Tisch haben wollte.

Im Jahr 1969 besuchte er seinen Vater das erste Mal. Sehr emotional, aber auch sehr unbeholfen sei dieses erste Treffen gewesen. Ein vier mal vier Meter grosses Besuchszimmer, in der Mitte ein Tisch, an dem der alte Vater sass, der 75-Jährige. Wir hatten, sagt Wolf-Rüdiger Hess, die Situation im Griff, «eine starke Selbstdisziplin gehört zu unserer Familie». 102 Besuche waren es insgesamt, bis zum Tod des Vaters. Er hat genau Buch geführt, Besuch für Besuch notiert. Auch schon deshalb, weil er die Reisespesen abrechnete bei der «Hilfsgemeinschaft Freiheit für Rudolf Hess», einer Vereinigung, die sich für die Freilassung von Hitlers Stellvertreter einsetzte. Dieser Verein, dem viele alte Soldaten angehörten, bezahlte die Reisen nach Berlin, ins Gefängnis nach Spandau. Meist reiste Wolf-Rüdiger Hess alleine zu seinem Vater, etwa 30-mal war seine Mutter dabei.

102 Besuche. Nie alleine mit ihm. Meist in Anwesenheit eines

der vier Gefängnisdirektoren der Anstalt, eines Russen, eines Franzosen, eines Amerikaners, eines Briten. Das Gefängnis stand unter Leitung und Verantwortung der Alliierten. Es gab eine Vorgabe bei diesen Gesprächen zwischen Vater und Sohn: kein Wort über Politik, über Nationalsozialismus, über früher. Wenn doch eins fiel, wurde die Unterredung sofort beendet. Jeglicher Körperkontakt, auch Händeschütteln, war verboten. Fünf Minuten vor Ende des Gesprächs fing ein Wärter an laut zu zählen. Ob er heute noch manchmal träumt von dieser Situation, von diesen Besuchen? Nein, sagt Wolf-Rüdiger Hess, oder doch vielleicht, aber er wisse morgens nie, was er geträumt habe, «das ist immer alles weg».

Wolf-Rüdiger Hess sagt, er habe lange Jahre nur ein Anliegen gehabt: die Freilassung des Vaters. Auch deswegen habe er sich aus politischen Diskussionen herausgehalten, er wollte nicht riskieren, möglicherweise irgendwo in Ungnade zu fallen. Ein vorsichtiges Leben hat er geführt. Bloss nicht seine Meinung über den Nationalsozialismus äussern. Heute, wo er weiss, dass all die Versuche und Hoffnungen vergebens waren, ist Schluss mit jeglicher Vorsicht. Heute poltert er, wütet. Und ein Grund für diesen Zorn ist wohl auch die Frage: War es vielleicht ein Fehler, immer so brav und vernünftig gewesen zu sein?

Bei allen hat er um Unterstützung gebeten. Überall hat er persönlich vorgesprochen. Bei den Kanzlern, ob es Willy Brandt war, Helmut Schmidt oder Helmut Kohl. Bei den Bundespräsidenten Scheel, Carstens, von Weizsäcker. Und alle haben geholfen, wenigstens pro forma. Sie baten in all den Jahren immer wieder um Gnade beim Alliierten Rat. Man möge doch endlich den alten Mann, der einmal Rudolf Hess war, aus diesem gespensti-

schen Knast freilassen. Nichts half, auch nicht, als der Hess-Anwalt Alfred Seidl eine politische Karriere machte und schliesslich bayerischer Justizminister geworden war und wirklich alles versuchte, was in seiner Macht stand. Rudolf Hess wurde 80, 85, 90, doch die Alliierten blieben hart. Als wollte man mit diesem Mann ein lebendes Mahnmal einmauern. Als wollten diese vier grossen Länder anhand dieses Greises immer von neuem klarmachen, dass man nicht so schnell vergessen wird, was Deutschland dieser Welt angetan hat.

Im Kopf des Sohnes setzte sich von Jahr zu Jahr ein anderes Bild fest: Die lassen meinen Vater nicht raus, weil sie die Wahrheit nicht ertragen, die Wahrheit, die mein Vater erzählen würde. Über den Nationalsozialismus, über Hitler, über die Judenvernichtung, über seinen England-Flug im Jahr 1941, über die Kriegsschuld der Alliierten. Das wurde die Lebens-Version des Wolf-Rüdiger Hess: Drinnen im Gefängnis der Held, draussen die kollektive Verlogenheit. Irgendwann, sagt Wolf-Rüdiger Hess, wird dieses Lügengebäude zusammenbrechen, und man wird erkennen, dass der Nationalsozialismus etwas ganz anderes war als das angebliche Terrorregime. Und der schwer kranke Mann sagt wirklich, während er seinen Schweinebraten isst, das deutsche Volk werde sich das alles eines Tages nicht mehr gefallen lassen, all die Lügen, die über die deutsche Geschichte verbreitet werden. Und, klar, die moralische Grösse des Vaters werde irgendwann mal in den deutschen Geschichtsbüchern stehen. Rudolf Hess, der Friedensmartyrer, so nennt ihn der Sohn gerne. Er sei doch nach England geflogen, 1941, um den Weltfrieden zu retten, um den Krieg zu verhindern...

Zu der Wahrnehmung des Sohnes passt natürlich auch der Tod des 93-jährigen Häftlings, man muss es sich nur ein bisschen zu-

rechtbiegen. Die Sowjets hätten unter Gorbatschow eine mögliche Freilassung signalisiert, also mussten ihn die Engländer umbringen, damit er nichts Böses mehr über Churchill und all die anderen würde sagen können. Richtig ist, dass es einige ungeklärte Umstände dieses Todes gibt, Unstimmigkeiten, wie sie etwa auch bei den Selbstmorden der Terroristen in Stuttgart-Stammheim existieren. Wolf-Rüdiger Hess hat ein Gutachten in Auftrag gegeben, das die offizielle Version der Todesursache anzweifelt. Es gibt ein paar widersprüchliche Zeugenaussagen. Richtig ist jedenfalls, dass sich Wolf-Rüdiger Hess durch nichts auf der Welt von seiner Mordtheorie abbringen lassen wird. Niklas Frank, der Sohn des Polen-Vernichters Hans Frank, sagt, er sei immer froh gewesen, dass sein Vater tot ist, gehenkt. Wenigstens das. Die Vorstellung, sein Vater hätte all die Zeit hinter Gittern weitergelebt wie Rudolf Hess, sei für ihn nur schwer zu ertragen. Er denke, sagt Niklas Frank, «in diesem Punkt hatte es der Hess-Sohn schwerer als ich. In diesem Punkt wiegt sein Schicksal schwerer.»

Ein Märztag im Jahr 2000, irgendwo nicht weit weg von München. So ist also die Geschichte des Wolf-Rüdiger Hess weitergegangen. Aus ihm ist ein glühender Verehrer von Adolf Hitler geworden. Einer, der zweifelt, ob es den organisierten Holocaust je gegeben hat. Ein Antisemit, der sagt, wenn ein Volk dauernd angefeindet werde, muss es ja einen Grund haben. Wenn ein Kind, sagt er, in der ersten Schule von den Klassenkameraden abgelehnt werde, kann es an der Klasse liegen. Wenn dies bei der nächsten Schule aber wieder so ist, und bei der dritten wieder, «dann liegt es am Kind. Und genauso ist es eben mit den Juden. Natürlich gibt es auch andere Juden, klar, mein Vater hatte auch

guten Kontakt zu einzelnen Juden.» Wolf-Rüdiger Hess hat sich die Ideen des Vaters zu Eigen gemacht, bis zum letzten Komma. Ein kranker, verbitterter Betonkopf ist aus ihm geworden. Ein Mann, der sogar die Dimension des Holocaust leugnet.

Ich schweige viel während unseres Gesprächs. Ich denke darüber nach, wie mein Vater ihm wohl gegenüber gesessen hätte. Hätte er auch geschwiegen? Oder wäre er wütend geworden angesichts – dieses alten Nazis? Nach dem Motto: Wie konnten Sie nur? Wie konnten Sie es zulassen, dass Sie als einzige Lehre aus dieser schrecklichen Geschichte die Überzeugung ziehen, dass alles ganz anders, alles ganz wunderbar gewesen ist? Hätte er ihn gefragt, wie er denn die Bilder aus den KZ vertragen hat, von den Leichenbergen? Die Bilder von den ausgemergelten, verhungerten Menschen? Die Schicksale dieser Menschen, die man vernichtet hat, nur weil sie Juden waren, nur weil Menschen wie Ihr Vater sie zu einer Art Ungeziefer erklärt hat? Hat ihn wirklich keine dieser Geschichten bestürzt? Hätte mein Vater zu ihm gesagt, zornig, obwohl es sinnlos ist: Ein bisschen erbärmlich für ein eigenes Leben, nichts als die Erkenntnis: All die anderen lügen, nur mein Vater, der grosse Rudolf Hess, und ich...

Oder wäre mein Vater vor allem traurig gewesen? Mag ja in dem jungen Mann, dem er damals begegnet ist, einiges von dem heutigen alten Mann angelegt gewesen sein, aber das alles war doch nicht vorauszusehen, oder? Hätte mein Vater einen Anflug von Verständnis für ihn gehabt? Für einen, dem es die äusseren Umstände nicht gerade schwer gemacht haben, sich sein Leben in einer Nische aus Verfolgungswahn und selektiv-wirrer Wahrnehmung einzurichten. Wie wäre man selbst geworden, wenn man

seinen Vater nur aus 102, auf 20 Jahre verteilten, grotesken Zusammenkünften im Beisein von Gefängnisangestellten kennt?

Ich erinnere mich an ein Foto, das in einem der Bücher von Wolf-Rüdiger Hess abgebildet ist: Der kleine Wolf-Rüdiger, vielleicht drei Jahre alt, sieht zu seinem Vater hoch, der mit gefalteten Händen einen halben Meter vor ihm steht. Aber das Entscheidende auf diesem Bild ist der Mann, der die Hände an den dicken Backen des Kindes reibt. Es ist Adolf Hitler, in Uniform. Man sieht, dass er etwas sagt zu dem Kleinen. Was es wohl war? Ich denke: Was hatte der kleine Kerl zwischen den beiden Herren eigentlich für eine Chance? Was hätte er tun müssen, um nicht so zu werden, wie er geworden ist? Es ist das erste Mal bei diesen Besuchen der Nazi-Kinder, dass ich mir diese Frage stelle. Es wird nicht das letzte Mal sein.

Ich höre mich in dieser bayerischen Gastwirtschaft Wolf-Rüdiger Hess fragen, wie er es denn findet, dass sein Vater bis heute ein grosses Idol der Neonazi-Szene ist? Furchtbar, sagt er, furchtbar ist das. 1'000-mal sei er zu Veranstaltungen eingeladen worden. «Ich bin nie hingegangen. Klar, die hätten mich gefeiert, aber die sind mir zu einfach, zu dumm, zu primitiv. An diesen Leuten habe ich überhaupt kein Interesse.» Im Gegenteil, sagt er, diese Leute schaden der ganzen Sache, auch dem Andenken seines Vaters. «Die glauben immer noch, wir sind in den 30er Jahren. Die haben überhaupt nicht begriffen, dass man weiterdenken muss, im Sinne der Zeit, in der man lebt.»

Was er denn von einem wie Jörg Haider halte, dem österreichischen Rechtspopulisten? «Das ist einer», sagt Wolf-Rüdiger Hess, «das ist ein Kaliber, der gefällt mir. Das ist ein moderner Politiker, der etwas zu sagen hat.» Den beobachte er mit grossem

Interesse, klar, den würde er vermutlich wählen, wäre der in Deutschland.

Eine letzte Frage: Ob es denn Momente in seinem Leben gegeben habe, in denen er den Namen des Vaters als Fluch empfunden habe. «Als Fluch?», fragt Hess zurück. «Nein, auf keinen Fall, nie.» Er versteht die Frage gar nicht. Wie könne dieser grosse Name ein Fluch sein? Wissen Sie, sagt er, er habe für die Arbeit für seinen Vater immer grosse Unterstützung bei den Leuten, bei den Deutschen, erhalten. Die Bücher haben sich gut verkauft, waren so etwas wie kleine Bestseller. «Der Name meines Vaters hat immer noch einen guten Klang. Die Menschen mochten meinen Vater immer, das ist bis heute so. Ich habe nie Anfeindungen erlebt, im Gegenteil.» Eher würde er sagen, der Name habe ihm genutzt.

Und er erzählt von seinem Sohn, der auch schon wieder ein junger Mann ist. Der interessiere sich auch sehr für seinen Grossvater, für dessen Schicksal. Er heisst Wolf Andreas. In seinem Buch *Rudolf Hess: «Ich bereue nichts»* schreibt Wolf-Rüdiger Hess, wie er die Geburten seiner drei Kinder immer dem Vater ins Gefängnis gemeldet habe. Die erste Tochter wurde am 23. April geboren, und Rudolf Hess schickte Glückwünsche in einem Brief und kritisierte dabei leicht spöttisch die «Zielgenauigkeit», in Anspielung auf den 20. April, den Geburtstag des «Führers». Es ist nur schwer zu glauben, aber ein Jahr später kam der kleine Wolf Andreas auf die Welt und diesmal stimmte alles. Denn sein Geburtsdatum war genau dieser 20. April.

Kaum zu glauben, wie gesagt. Nun, der Vater schwärmt jedenfalls heute von seinem Sohn, «der hat die Bedeutung seines Grossvaters voll erkannt». Der sei so ein Computerfreak, sagt der

Vater stolz, und bastle gerade an einer eigenen Homepage für Rudolf Hess, «das ist eine tolle Sache».

Die Geschichte ist noch nicht zu Ende.

Das Manuskript von 1960: Martin Bormann Junior

Unter dem Gnadenbild der Madonna von Maria Kirchtal brennen zwölf Kerzen.

Das Brautpaar steht in der Mitte vor dem Altar.

«Herr Bräutigam», beginnt der Pfarrer feierlich, «ich frage Sie, haben Sie vor Gott Ihr Gewissen geprüft, und sind Sie frei und ungezwungen hier hergekommen, um mit dieser Ihrer Braut die Ehe einzugehen?»

«Ja», sagt der Bräutigam.

Es ist sehr still in der kleinen Wallfahrtskirche. Ein paar Frauen greifen verstohlen nach ihren Taschentüchern. Und die Kirchenbänke knarzen leise.

«Sind Sie gewillt, Ihre künftige Gattin zu lieben, zu ehren und ihr die Treue zu halten, bis der Tod Sie scheidet?»

«Ja.»

Es ist an diesem 13. August 1960 die dritte Hochzeit, die hoch über dem Loferertal in der Barockkirche von Maria Kirchtal gehalten wird. Eine Hochzeit wie tausend andere. Mit einer weissen Braut, weissen Rosen, mit Tränen, Orgelspiel und Männerchor.

Nichts fällt den zufälligen Kirchenbesuchern auf. Sie werfen einen flüchtigen Blick auf die Rücken des Brautpaares und gehen wieder hinaus. Ohne zu wissen, was das für eine Hochzeitsgesell-

schaft ist, die hier im Sonntagsstaat und mit goldgepressten Gebetbüchern in den Bänken kniet. Ohne zu bemerken, dass der Pfarrer und der Bräutigam einander wie aus dem Gesicht geschnitten sind.

Ganz nahe steht der Pfarrer jetzt vor dem Bräutigam. Die Kirchenwände werfen seine Worte wie ein Echo zurück: «Sind Sie bereit, die Kinder, die Gott Ihnen schenken will, aus seiner Hand anzunehmen und zu erziehen, wie es Pflicht eines christlichen Vaters ist?»

Zum dritten Mal hat ihn der Priester im weissen Messkleid mit «Sie» angesprochen, und zum dritten Mal antwortet der junge Mann im schwarzen Anzug mit «ja».

Dabei sind die beiden Brüder.

Der Priester heisst Martin Bormann. Und der Bräutigam heisst Gerhard Bormann.

Ihre Mutter ist seit fünfzehn Jahren tot. Ihr Vater ist seit fünfzehn Jahren verschwunden: Reichsleiter Martin Bormann, der mächtigste Mann nach Hitler, in Nürnberg in Abwesenheit zum Tode verurteilt, von Geheimdiensten in aller Welt gesucht und noch immer nicht gefunden ...

In der Wallfahrtskirche von Maria Kirchtal kniet das Brautpaar nieder. Der junge Martin Bormann liest die Messe.

Die Glocken läuten.

Martin Bormann ist nicht der Pfarrer von Maria Kirchtal. Er gehört dem Orden der Herz-Jesu-Missionare an und ist Präfekt der Klosterschule Salzburg-Liefering. Gerhard Bormann arbeitet in Freising, in der Nähe von München, als Elektriker. Die Familienfeier soll später in Essen stattfinden, weil zwei Brüder und eine Schwester im Ruhrgebiet leben.

Dass man für die Hochzeit ausgerechnet die entlegene österreichische Wallfahrtskirche ausgesucht hat, ist kein Zufall. Maria Kirchtal wurde dem ältesten Sohn des berüchtigten Reichsleiters Bormann zum Schicksal...

Am 15. April 1945 schloss die Nationalsozialistische Erziehungs-

anstalt Matrei in Tirol ihre Pforten. Vierzehn Wandsprüche von Adolf Hitler wurden abmontiert und ungefähr fünfzig Buben heimgeschickt.

Einer dieser fünfzig Buben war Martin Bormann. Gestern hatte er seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert. Heute fuhr er im braunen Hemd der Hitlerjugend, mit Koppelschloss, Schulterriemen und Fahrtenmesser nach München. Ein kleiner Pimpf, den man in Matrei hauptsächlich gelehrt hatte, das Wort Endsieg zu deklinieren ...

In München suchte er zwischen den Ruinen die Dienststelle seines Vaters. Er fand sie auch. Sie war gerade in Auflösung begriffen. Sekretär Hummel zog den Jungen auf die Seite. «Dein Vater ist in Berlin. Wir wissen nichts von ihm. Das Beste ist, du versuchst, dich zu deiner Mutter durchzuschlagen.»

«Wo ist meine Mutter?» fragte der Pimpf.

Sekretär Hummel stellte sich vor die grosse Landkarte. «Da ist der Wolkenstein. Und hier der kleine Ort Gröden. Da lebt die Mutter mit deinen Geschwistern. Es wird nicht leicht sein, durchzukommen. Ich habe keinen Überblick mehr, aber grösstenteils soll das Gebiet schon vom Feind besetzt sein.»

Der kleine Bormann fuhr per Anhalter nach Salzburg. Die Stadt war vollgestopft mit Soldaten aller Waffengattungen. Salzburg war die Sackgasse, in die der Rückzug mündete. Die Russen kamen von Süden und von Osten, die Amerikaner aus dem Westen und Norden. Die Lage war mehr als aussichtslos. Aber trotzdem wurden noch immer die versprengten Soldaten gesammelt und zu neuen Einheiten formiert. Es gab noch immer Befehle, und sogar noch einen Gauleiter.

Bei dem meldete sich Martin Bormann. Der Gauleiter sah sich den Jungen eine Weile schweigend an und sagte dann etwas Überraschendes.

«Du musst die Uniform ausziehen und den Namen wechseln. Ich lasse dir gleich falsche Papiere ausschreiben.»

«Warum den Namen wechseln?»

«Warum? Bormann ist jetzt nicht mehr das Richtige.»

«Wohin soll ich gehen?» fragte der Junge.

Das wusste nun der Gauleiter auch nicht. «Du schlägst dich schon durch. Und wenn man dich aufgreift, hältst du den Mund von deinem Vater. Am besten sagst du, deine Eltern seien bei einem Bombenangriff auf München ums Leben gekommen.»

In Räuberzivil, mit einem falschen Ausweis in der Tasche, verliess Martin Bormann Junior das Büro des Gauleiters. Er schlief in einer Kaserne und schloss sich einem SS-Haufen an. Als der letzte Befehl durchgegeben wurde, stand der Fünfzehnjährige mit in Reih und Glied. Der Befehl lautete: Verteidigung der Alpenfestung.

Kein Mensch wusste, wo die Alpenfestung sein sollte. Die SS-Leute zogen sich in die Berge von Lofer zurück. In den Klammhöhen über Weissbach und St. Martin kämpften sie noch bis zum 5. Mai. Dann gaben sie sich entweder gefangen oder versuchten, in Zivilkleidern irgendwohin zu entkommen.

Der junge Bormann fand im Querleitnerhof Unterschlupf. Das Gehöft lag halb auf dem Berg oben im Salzburgischen, eineinhalb Stunden vom nächsten Dorf entfernt. Aber es war immer noch nicht entlegen genug. Fast jeden Tag kroch ein Jeep aus dem Tal herauf. Schwer bewaffnete Militärpolizisten suchten in Kammern, Ställen und Scheunen nach versteckten SS-Männern.

Für den Jungen, der an ihnen vorbei die Kühe auf die Alm trieb, zeigten sie kein Interesse. Sie konnten natürlich nicht annehmen, dass dieser Junge, der am 19. April 1930 auf den Namen Martin Adolf getauft wurde, als Taufpaten Adolf Hitler hatte.

Ebenso wenig ahnte der Bergbauer Nikolaus Hohenwarter,

dass Martin die ersten Male das Tischgebet nur deshalb so leise murmelte, weil er den Text gar nicht kannte. Erst nach Tagen hatte er es den andern abgeschaut, wie man sich bekreuzigte, und erst nach einiger Zeit konnte er laut und deutlich mitsprechen: «Vater unser, der du bist...»

Allmählich vergass er die Tischsprüche, die er in Matrei gelernt hatte: «Lasst den Schwächling angstvoll zagen, wer um Hohes kämpft, muss wagen! Leben gilt es oder Tod – Mahlzeit.»

Sonntags lief er mit Nikolaus Hohenwarter eineinhalb Stunden nach Weissbach hinein zur Messe. Er tat es am Anfang nur, um dem Bauern einen Gefallen zu erweisen. Und auch, weil er nicht gut sagen konnte, dass er freireligiös war...

In diesem Sommer 1945 zeigte der Bauer zuweilen mit der Hand auf die gegenüberliegende Berghöhe: «Da drüben liegt die schönste Kirche in unserer Gegend – Maria Kirchtal.»

Nur einmal wurde der Bauer Hohenwarter über Martin stutzig. Und das war, als der Bub am Abend vor dem Schlafengehen plötzlich sagte: «Was wird wohl meine Mutter machen?»

Deine Mutter? wollte Hohenwarter fragen. Denn Martin hatte getreu der Anweisung des Salzburger Gauleiters erzählt, dass seine Eltern bei einem Bombenangriff umgekommen seien.

Aber dann fragte er nichts. Er wollte warten, bis der Junge von selber zu reden anfing.

Die Mutter Martin Bormanns sass zu dieser Zeit im Gefängnis Untermais bei Meran.

Sie wurde ohne Unterbrechung von CIC-Offizieren verhört.
«Wo ist Ihr Mann?»

«Wo ist Ihr ältester Sohn?»

«Sind die beiden zusammen geflohen?»

Die Alliierten bereiteten in Deutschland den Nürnberger Prozess vor. Abgesehen von Hitler, Goebbels und Himmler, die Selbstmord begangen hatten, befanden sich sämtliche prominenten Naziführer hinter Schloss und Riegel. Nur der Reichsleiter Martin Bormann fehlte noch. Und den wollten sie auf alle Fälle auf der Anklagebank sehen.

«Ich weiss nichts», sagte Gerda Bormann.

Aber man glaubte ihr nicht. So wenig, wie man es Hitlers Chauffeur Kempka und dem Reichsjugendführer Axmann geglaubt hatte, dass Bormann im Kampf um Berlin gefallen sei. Man glaubte an alles, nur nicht an die zufällige Granate, die den gerissensten Mann aus der Umgebung Hitlers zerfetzt haben sollte.

Die CIC-Offiziere liessen bei Gerda Bormann nicht locker.

«Wann hat Ihr Mann zum letzten Mal Nachricht gegeben?»

«Anfang April aus Berlin ...»

«Wo ist sein Versteck?»

«Ich weiss es nicht», sagte Gerda Bormann bis zur Erschöpfung. Und sie fragte weiter: «Wann kann ich zu meinen Kindern heim?»

«Vorerst nicht.»

«Darf ich ihnen wenigstens schreiben...?»

«Nein.»

Diese Absage stürzte Gerda Bormann in Verzweiflung, denn als sie die CIC aus dem Haus in Gröden holte, hatte sie Hals über Kopf acht Kinder zurückgelassen. Joseph Volker war erst ein Jahr alt. Eicke war dreizehn. Dazwischen kamen wie die Orgelpfeifen Irma, Heinrich, Gerhard, Eva-Maria, Gerda und Friedrich Hartmut. Von Martin, dem Ältesten, fehlte jede Nachricht.

Endlich gelang es Frau Bormann, dem Gefängnispfarrer Theo Schmitz einen Brief in die Hand zu drücken, den dieser heraus-schmuggelte. Der Brief war an eine gewisse Paula Pallhuber, Peroa bei Bruneck, gerichtet. «Bitte, kümmere dich um meine Kinder», stand darin.

Paula Pallhuber, die von 1939 bis 1944 als Wirtschafterin in der Bormann-Villa in München-Pullach gearbeitet hatte, packte sofort ihre Sachen und sah in Gröden nach dem Rechten. Paula Pallhuber, die inzwischen verheiratet ist und Golderer heisst, sagte heute dazu: «Ich habe es mir keinen Moment überlegt. Die Frau Bormann ist immer in Ordnung gewesen.»

Das Haus in Gröden wurde vom Geheimdienst ständig überwacht. Man wartete darauf, dass der gesuchte Kriegsverbrecher Martin Bormann mit seinen Kindern Verbindung aufnehmen würde. Die Besatzungsmächte hatten in ganz Deutschland erfolglos 200'000 Plakate anschlagen lassen, in denen sie Bormann aufforderten, sich zu melden. «Sollte er nicht erscheinen, so kann sein Fall vom 20. November 1945 an in seiner Abwesenheit im Justizpalast in Nürnberg verhandelt werden. Sollte er als schuldig befunden werden, so wird das Urteil gemäss den Befehlen der Kontroll-Kommission für Deutschland ohne weitere Verhandlung an ihm vollstreckt werden, nachdem er gefunden worden ist...»

Frau Gerda Bormann wurde im Herbst 1945 in das Gefängnis-krankenhaus nach Meran verlegt. Sie war schwer krank. Die Diagnose übertraf ihre schlimmsten Befürchtungen: Sie hatte Unterleibskrebs. Sie durfte weiterhin keine Besuche empfangen, weiterhin keine Briefe schreiben. Der Gefängnispfarrer Theo Schmitz versprach ihr auf dem Sterbebett, sich um ihre Kinder zu kümmern.

Gerda Bormann starb am 23. April 1946. Ihr Sohn Martin sollte erst ein Jahr später durch einen Artikel in den *Salzburger Nachrichten* von ihrem Tod erfahren.

Pfarrer Schmitz telegrafierte die Todesnachricht nach Gröden. Paula Pallhuber liess die beiden kleinsten Kinder unter der Aufsicht einer Nachbarin zurück. Mit den andern sechs setzte sie sich in den Zug und fuhr nach Meran. Sie kamen gerade noch zurecht zur Beerdigung.

Es gab keine Kränze, keine Reden. Es gab nicht einmal ein eigenes Grab für die Frau des mächtigsten Nazis neben Hitler. Im Soldatenfriedhof von Meran wurde ein bereits geschlossenes Grab wieder aufgeschaufelt. Gerda Bormann teilt die letzte Ruhestätte mit dem Gefreiten Horst Brügger.

Der junge Martin Bormann lebte im April 1946 noch immer unter falschem Namen auf dem einsamen Querleitnerhof hinter den Loferer Steinbergen. Er wusste nichts vom Tod seiner Mutter. Er hatte keine Ahnung, wo seine Geschwister steckten. Er las in der Zeitung, dass seinem Vater in Abwesenheit der Prozess als Kriegsverbrecher gemacht wurde.

Dann las er das Todesurteil. Am selben Abend gestand er dem Bauern Nikolaus Hohenwarter, wer er wirklich war.

Der Bauer Hohenwarter hätte ihn eigentlich anzeigen müssen. Aber er ging zum Pfarrer von Weissbach. Der Pfarrer von Weissbach besprach die Sache mit dem Pfarrer von Maria Kirchtal.

Pater Regens von Maria Kirchtal holte den Sohn des Reichsleiters Bormann in sein Pfarrhaus.

Der junge Bormann trat zum katholischen Glauben über. Zum zweiten Mal in seinem Leben wurde er auf den Namen Martin getauft. Diesmal geschah es unter dem Zeichen des Kreuzes. Vor siebzehn Jahren war es ein Hakenkreuz gewesen ...

In der Umgebung von Maria Kirchtal und unter dem Einfluss von Pater Regens entschied sich Martin Bormann bald für den Priesterberuf. Er wurde Ministrant und stellte bei den Herz-Jesu-Jüngern einen Antrag auf Aufnahme in die Studienanstalt. Post-

wendend erhielt er die Bedingungen mitgeteilt: der aufrichtige Wille, Herz-Jesu-Missionär zu werden, gute Talente, aufrichtige Frömmigkeit, guter Charakter, gute Gesundheit, namentlich Freisein von nervösen Leiden, Tuberkulose, Bettnässen sowie verunstaltenden oder ekelerregenden Krankheiten...

Von der Aufnahme ausgeschlossen waren laut dieser Mitteilung nur Knaben unehelicher Geburt, Schüler, die aus irgendeiner Studienanstalt entlassen wurden und Knaben, von denen die Eltern einst materielle Unterstützung erwarteten.

Dem Eintritt des Martin Bormann in die Ordensschule der Herz-Jesu-Missionäre stand also nichts im Wege. Er verzögerte sich nur deshalb um einige Wochen, weil plötzlich der amerikanische Geheimdienst davon Kenntnis erhielt, wer in der Gnadenkirche von Maria Kirchtal die Messen ministrierte.

Bormann Junior wurde verhaftet und in das Gefängnis in Zell am See eingeliefert.

Die Verhöre dauerten einige Tage. Immer die gleichen Fragen.

«Wo ist dein Vater?»

«Wann hast du ihn zuletzt gesehen?»

«War er in Salzburg bei Kriegsende?»

«Lebt er in Österreich? Oder in Italien? Raus mit der Sprache!»

Aber Martin Bormann rückte nichts heraus. Er wusste nichts. Trotz aller Verhöre führte keine Spur vom Sohn zum Vater.

Das Schicksal von Martin Bormann Senior blieb so dunkel wie zuvor, und Martin Bormann Junior musste wieder entlassen werden. Er kehrte nach Maria Kirchtal zurück, bis er mit einem Koffer, der seine ganzen Habseligkeiten enthielt, zu den Herz-Jesu-Missionaren nach Ingolstadt zog. Und er sprach dort mit den an-

dem das vorgeschriebene Gebet: «Herr, lass mich ein aufgeschlossener Priester werden, nach dem Vorbild Deines heiligsten Herzens! Herr, vergilt es den Eltern, die mich Dir geschenkt...»

Bevor Martin Bormann Österreich verliess, nahm er noch Kontakt mit seinen Geschwistern auf.

Der Gefängnis- und Militärpfarrer Theo Schmitz, der Frau Bormann am Sterbebettversprochen hatte, sich um die Kinder zu kümmern, hielt Wort. Er organisierte folgende Pflegestellen:

- Der Arzt Dr. Kiener in Bruneck in Südtirol nahm Eicke auf.
- Irma kam zu dem Holzkaufmann Hellweger nach St. Lorenzen.
- Bei der Baronin Giovanelli in Bozen fanden Gerhard und Eva-Maria ein neues Heim.
- Paula Pallhuber nahm Gerda und Friedrich Hartmut mit zu ihren Eltern nach Percha im Pustertal.
- Ebenfalls im Pustertal, bei dem Bauern Mutschlechner in St. Martin, fand Heinrich eine Unterkunft.
- Der zweijährige Joseph Volker wurde bei dem Bauern Bellenzier in Luns bei Bruneck untergebracht.

Sieben der acht Bormann-Kinder traten noch 1946 zur katholischen Kirche über. Nur Irma weigerte sich. Pfarrer Theo Schmitz liess es bei der Vermittlung von Pflegestellen nicht bewenden. Er verfolgte das Schicksal der Töchter und Söhne des Reichsleiters Bormann weiter.

Der kleine Joseph Volker starb noch vor seinem dritten Geburtstag. Er konnte plötzlich nichts mehr essen und magerte ab. Die Bäuerin Bellenzier brachte ihn ins Spital nach Bruneck. Er lebte dort noch einen Monat. Dann legten ihn die Schwestern in einen kleinen Sarg. Und so kommt es, dass heute auf einem Grab-

stein in dem Friedhof von Dietenheim im Pustertal unter den vielen Bellenzier zu lesen ist: «Hier ruht das unschuldige Ziehkind Joseph Volker Bormann».

Während diese Grabinschrift schon verblasst ist, ist die andere auf einem Mailänder Friedhof noch ganz neu. «Eicke Moreni» steht darauf. Die Italiener, die daran vorbeigehen, haben nicht die leiseste Ahnung, dass hier die älteste Tochter Martin Bormanns ruht.

Als Eicke Bormann mit vierzehn zu ihren Pflegeeltern nach Bruneck kam, war sie ein schwieriges Mädchen. Sie sah nicht nur äusserlich ihrem Vater sehr ähnlich. Sie hatte auch einen Teil seines Wesens geerbt: seinen Ehrgeiz, seinen Hochmut, seine Herrschsucht.

«Wir hatten unsere Sorgen mit ihr», sagt Frau Dr. Kiener heute. «Sie hat sich sehr gut an ihren Vater erinnert und hielt ihn immer noch für einen grossen Mann. Von seiner Schuld wollte sie überhaupt nichts wissen. Sie war Luxus gewöhnt und glaubte, ihn auch weiter beanspruchen zu können. Eicke hatte absolut das Gefühl, etwas Besseres zu sein. Sie erzählte ihren Geschwistern oder Klassenkameradinnen Geschichten aus der grossen Vergangenheit. Sie war irgendwie stolz darauf, eine Bormann zu sein.»

Dr. Kiener schickte Eicke Bormann auf seine Kosten zu den Englischen Fräulein nach Meran. Sie lernte nicht nur gut, sie lernte verbissen. Sie war in jedem Jahr die Klassenbeste. Als sie mit siebzehn anfang, ein bisschen dick zu werden, nahm sie durch eine radikale Abmagerungskur in einem Monat zwanzig Pfund ab.

Nach einem glänzenden Abitur besuchte sie noch die Lehrerbildungsanstalt. 1953 fing sie in der deutschen Schule in Meran als Lehrerin an. Schon am 26. Juli 1954 aber heiratete sie in Mailand den Chemiker Natalino Moreni.

«Diese Ehe», so erzählt Frau Dr. Kiener, «hat Eicke sehr zu ihren Gunsten verändert. Sie verlor ihren Hochmut und ihren Ehrgeiz. Sie war glücklich und zeigte sich auch uns gegenüber sehr dankbar. Eicke und ihr Mann verbrachten ihre Flitterwochen bei uns in Bruneck.»

Die Morenis bewohnten in der Via Silico Italico in Mailand eine Dreizimmerwohnung. Am 24. September 1955 zeigten sie die Geburt ihrer Tochter Elisabeth an. Das Glück dauerte noch zwei Jahre. Dann wurde Eicke Moreni mit der Werlhof-Krankheit in eine Klinik eingeliefert. Am 4. Juli 1958 starb sie.

Dr. Natalino Moreni heiratete im April 1959 ein zweites Mal. Er hat heute von seiner zweiten Frau zwei Kinder. Eickes Tochter Elisabeth ist in ein Kinderheim am Gardasee gekommen. Sie wird den Weg ihrer Mutter wiederholen und voraussichtlich bald auf der Suche nach Pflegeeltern sein ...

«Ich will so bleiben, wie mein Vater war» – dieser Satz stammt von der zweitältesten Bormann-Tochter Irma. Das Mädchen war ziemlich vollgepackt mit nationalsozialistischem Ideengut. Alle Versuche, sie für den katholischen Glauben zu gewinnen, scheiterten. Mit ihrem Pflegevater Hellweger, zu dem sie Onkel sagte, hatte sie Glück. Er bezahlte ihr das Gymnasium und die Lehrerbildungsanstalt. Aber auch Irma übte nicht lange ihren Beruf aus. Sie heiratete 1957 den Zimmermeister Klotz und wohnt heute in der Romerstrasse 47 in Meran, Rückgebäude. Seit ihrer Eheschliessung ist sie mit ihren Pflegeeltern zerstritten. «Wir sind mit ihr fertig», sagt Frau Hellweger. «Zu uns darf sie nicht mehr kommen.»

Hartmut, der mit Paula Pallhuber nach Percha ins Pustertal ging, hatte keine Erinnerung mehr an sein Elternhaus. Er sagte zu seinen Pflegeeltern Vater und Mutter und fühlte sich auf dem Bauernhof wohl. «Hartmut war ein fleissiger und netter Junge», sagt der Bauer und Holzhändler Alois Pallhuber heute noch über

seinen Pflegesohn. Hartmut arbeitet jetzt als kaufmännischer Lehrling in Essen.

So sind sie bis auf Joseph Volker alle gross geworden. Eva Maria ist Verkäuferin im Möbelhaus Berger in Bozen, Heinrich ist Baggerfahrer in Duisburg, Gerda hat eine Stellung als Haus-tochter in Essen.

Die Söhne und Töchter Martin Bormanns sind als Waisenkin-der aufgewachsen, bei Bauern, Holzhändlern, einem Arzt und ei-ner Baronin in Südtirol. Von ihrem Vater wissen sie nichts. Die meisten von ihnen kennen ihn nur aus Bildern in den Zeitungen. Sie haben kein Familienalbum und keine Erinnerung. Sie tragen nur seinen Namen.

Sie haben keine Bestätigung, dass er tot ist, und keinen An-haltspunkt, dass er noch lebt. Er wäre in diesem Jahr sechzig ge-worden. Er hätte vier erwachsene Söhne, drei erwachsene Töchter und einige Enkelkinder. Aber er hätte, wenn er aus dem Nichts wieder auftauchte, als Sühne für seine Verbrechen das Todesur-teil vor sich. «Sollte er als schuldig befunden werden, so wird das Urteil gemäss den Befehlen der Kontroll-Kommission für Deutschland ohne weitere Verhandlung an ihm vollstreckt wer-den ...»

Martin Bormann Junior wurde am 26. Juli 1958 in der Innsbru-cker Universitätskirche zusammen mit 25 anderen Diakonen zum Priester der «Genossenschaft der Missionare vom Heiligsten Her-zen Jesu» geweiht. Im Zweiten Weltkrieg starben 58 Missionare dieses Ordens in japanischen Konzentrationslagern. In Südchina wurden sieben Missionare von den Kommunisten ermordet.

Der junge Priester bewarb sich für Coquilhatville in Belgisch-Kongo, einem bitter armen Missionsgebiet. Hier standen nur 15 Missionare 170'000 Eingeborenen gegenüber.

Links neben dem Sofa hängt in einem Silberrahmen das Bild von Heinrich Himmler. Wer das kleine Apartment betritt, sieht er so-

fort. In jeder anderen bundesdeutschen Wohnung wäre man masslos erstaunt. Hier aber haben wir es erwartet.

Denn auch auf dem Schreibtisch des Priesters Martin Bormann stand das Bild des Reichsleiters Martin Bormann. «Ich bin sein Sohn», antwortet er auf peinliche Reporterfragen.

Und Gudrun Himmler, die das Apartment in München bewohnt, ist die Tochter des Reichsführers SS Heinrich Himmler.

Der älteste Sohn Bormanns und die einzige Tochter Himmlers sind fast gleichaltrig. Sie haben als Kinder zusammen gespielt. Als das Regime ihrer Väter zerbrach, waren sie beide fünfzehn. Sie waren im selben Geist erzogen worden. Sie sangen dieselben Lieder...

Heute haben sie nur noch eines gemeinsam: die Fotografien ihrer Väter im Zimmer. Der junge Bormann, der noch in den Maitagen des Jahres 1945 in den Loferer Steinbergen mit der Waffe in der Hand kämpfte, wandelte sich im Lauf der Jahre. Er rückte weit ab von seiner Vergangenheit. Er wurde Christ, Priester und Missionar. Er betet heute für seinen Vater.

Gudrun Himmler jedoch will für ihren Vater kämpfen. «Ich sehe es als meine Lebensaufgabe an, ihn vor der Welt in ein anderes Licht zu stellen. Mein Vater ist heute als der grösste Massenmörder aller Zeiten verschrien. Ich will versuchen, dieses Bild zu revidieren. Zumindest klarstellen, was er gedacht hat und warum er so gehandelt hat...»

Ein Priester warnt vor der Zukunft

Ich fahre zu Martin Bormann. Er scheint ein netter Mann zu sein, jedenfalls ein sehr freundlicher. Bis unser Treffen feststand, haben wir uns ein paarmal hin- und hergeschrieben. In seinem letzten Fax erzählte er, dass er vor wenigen Tagen wieder in Israel war, bei einem Treffen einer Begegnungsgruppe mit Kindern von Holocaust-Überlebenden und Kindern von Nazi-Tätern, eine Gruppe, die von dem israelischen Psychologen Dan Bar-On geleitet wird. Diesmal, schrieb Bormann, waren auch Gäste aus anderen Ländern dabei, aus Südafrika, Nordirland und aus den Palästinensergebieten. An einem Tag besuchten sie ein Flüchtlingslager in Bethlehem. Rund 10'000 Menschen, zu 85 Prozent arbeitslos, leben in diesem Lager, schrieb Martin Bormann, und: «Wie wird es mit diesen Menschen wohl weitergehen? «

Seit Wochen, Monaten stapeln sich in meiner Wohnung Bücher zum Thema Nationalsozialismus. Auf dem Nachtkästchen liegt *Der Vater. Eine Abrechnung* von Niklas Frank, schwarzer Einband, rote Runenschrift, und *Geweint wird, wenn der Kopf ab ist – Annäherung an meinen Vater*, Panzermeyer, Generalmajor

der Waffen-SS, ein Buch, in dem ein 50-jähriger Sohn nach und nach erkennt, wie sein Leben durch den Vater geprägt wurde. Im Wohnzimmer befindet sich *Der Nürnberger Prozess* von Joe Heydecker und Johannes Leeb sowie *Der Preis der Herrlichkeit*, die Memoiren der Henriette von Schirach. Auf der Toilette hat seit Wochen *Im Angesicht des Galgens*, die vielen letzten Worte des Hans Frank, des Vaters, einen festen Platz. In der Küche liegt die Hess-Biographie von seinem Sohn, mit dem schönen Titel: *Ich bereue nichts*. In meiner Berliner Buchhandlung kennen sie mich schon. Von Nazi-Buch zu Nazi-Buch wurde meine Sorge grösser, was die nette Frau an der Kasse wohl denken möge, warum ich das alles kaufe. Als ich eines Tages mir auch noch die flammende Göring-Biographie von David Irving bestellte, dem höchst umstrittenen britischen NS-Rechercheur, da sagte ich dann so was wie: «Ich brauche das alles natürlich beruflich, natürlich nicht zu meinem Vergnügen...» Klar, natürlich, sagte sie und lächelte kühl.

Es ist ein seltsames Gefühl für mich, über den Nationalsozialismus zu lesen, zu schreiben, den ganzen Tag. Ich merke mir die Musik, die ich bei welchem Buch gerade hörte. Bei Hitlers *Mein Kampf* war es Jazz, Dexter Gordon. Meistens war es Jazz. Es war Herbie Hancock, als ich in der Albert-Speer-Biographie von Gitta Sereny über die Ansichten eines Herrn namens Theodor Hupfauer las. Hupfauer war ein enger Mitarbeiter von Speer, und er wurde sehr alt, über 90 war er, als er Frau Sereny Anfang der 90er Jahre das Interview gab. Damit sie es gleich wisse, sagte er, er rücke keinen Zentimeter von seinen damaligen Überzeugungen ab, er nicht. Er sei immer noch ein Nazi, und im Übrigen sei er gerade in letzter Zeit bester Dinge, er finde, dass derzeit so vieles aus ich-

ren damaligen Zeiten wiederkehre. Ob er die Skinhead-Bewegung damit meine? Ach was, sagte Hupfauer. Nein, der Jugendkult von heute, schöne, junge Menschen, positiv gestimmt, die wieder Mann und Frau sein wollen, das gefalle ihm. Die alles bestimmende Kraft der Jugend: «Das hätten wir nicht besser formulieren können.» Auch müsse ihm noch jemand den Unterschied erklären «zwischen unserer Euthanasiepolitik» und der heutigen Praxis, dass abgetrieben werden kann, wenn bei einer Schwangerschaft festgestellt wird, das Kind ist behindert, «ich sehe da keinen grossen Unterschied».

Wahrscheinlich ist Jazz die Musik, mit der ich am besten Abstand halten kann von solchen Sätzen, und nach diesem Abstand habe ich gelegentlich Sehnsucht. Denn je mehr ich mich, 55 Jahre nach dem Untergang des Dritten Reichs, mit diesem Thema beschäftige, desto klarer wird, dass es eben nicht darum geht, ob zu lange an irgendwas erinnert worden ist und ob jetzt irgendwann Schluss damit sein soll. Es geht darum, dass der Nationalsozialismus auf eine bestimmte Art bestimmte Fragen beantwortet hat. Die Antworten hiessen Antisemitismus, Ausländerfeindlichkeit, Jugendkult, Körperkult, Lebenssinn, Verklärung des kleinen Mannes, Intellektuellenfeindlichkeit, Politikverdrossenheit. Die Nazis haben sie in extremster Form formuliert. So wird das nicht mehr passieren. Aber die Antworten, die bleiben nach wie vor aktuell. Wenn es stimmt, dass der Kommunismus nie seine Aktualität verlieren wird, angesichts der Unterschiede zwischen Arm und Reich, dann gilt das für den Faschismus eben auch.

Neulich war ich im Kino, in *Fight Club*, einer Hollywoodproduktion mit Edward Norton und Brad Pitt. Ein sehr erfolgreicher

Film und sicher auch ein guter, allein handwerklich betrachtet. Wie gesagt, vielleicht lese ich derzeit zu viel, aber die Geschichte dieses Films könnte, bei nur ganz leicht veränderten Koordinaten, eine Geschichte aus der Anfangszeit der Nazi-Bewegung sein. Ein junger Mann verzweifelt an seinem hohlen, sinnentleerten Leben und an einer sinnentleerten Gesellschaft. Mit einem scheinbaren Freund zusammen gründet er den so genannten Fight-Club, wo sich junge, meist sehr schöne Männer zum Prügeln treffen: Sie schlagen sich, um sich zu spüren, endlich mal wieder. Überall werden nun im Land diese geheimen Clubs gegründet, eine schlagende Einheit wie die SS oder die SA. Und dann schlagen alle zusammen los, gegen den Staat, als Terroristen des neuen Sinns. Ich werde Klaus von Schirach fragen, den Sohn des Chefs der Hitlerjugend, was er von diesem Film hält, ob ihn da irgendwas an frühere Zeiten erinnert, an seinen Vater. Aber davon später.

Der Zug nach Dortmund geht morgens um acht Uhr. Es ist ein ICE, mit dem Namen «Graf Stauffenberg». Auf der Fahrt denke ich, wie es wohl meinem Vater gegangen ist, als er seine Texte geschrieben hat. Als er den jungen Martin Bormann traf. Ende der 50er Jahre: Mitten in der Zeit der grossen Verdrängung; alles schaute in die Zukunft, wie das dann so hiess, keiner mehr drehte den Blick zurück in die Vergangenheit. Man hielt Abstand. Der renommierte Bochumer Historiker Norbert Frei hat unlängst eine umfangreiche Untersuchung zum Thema Vergangenheitsbewältigung vorgelegt, und das Ergebnis überraschte sogar einen versierten Zeitgeschichtler wie ihn: Das Ausmass in allen gesellschaftlichen Bereichen, einerseits Vergangenes nicht mehr sehen

zu wollen und andererseits die meisten der Täter in schweigender Eintracht wiedereinzugliedern, sei schon atemberaubend gewesen.

Mein Vater hat in seinen Geschichten auch Distanz gehalten. Er liess die dunklen Jahre nicht an sich heran. In einer kühlen Emotionalität beschreibt er die Kinder der Nazis als Figuren zwischen den Zeiten, so oder so hilflos ausgesetzt auf dem Berg der blutigen deutschen Geschichte.

Martin Bormann wartet am Bahnhof in Dortmund, wie vereinbart. Weisses, dichtes Haar, braun gebrannt. Der fast 70-Jährige sieht blendend aus; mit seiner braunen Cordhose und dem karierten Hemd ist er rein äusserlich der Typ Südtiroler Bergbauer. Er sagt, er habe gelegentlich Probleme mit der Haut, Neurodermitis. Dagegen helfe regelmässiges Bestrahlen durch die Höhensonne. Wir gehen zum Auto. Die Kleinstadt, in der er seit vielen Jahren lebt, ist rund 40 Kilometer entfernt.

Vorne im Wagen ist ein goldenes Blatt angebracht, vom Verein für sicheres Fahren. Dieses goldene Ehrenzeichen wirkt derart stattlich, dass die Vermutung nahe liegt, dahinter verberge sich eine schmerzvolle Geschichte. Und es ist so: Martin Bormann hatte einen schweren Autounfall, den er nur mit viel Glück schwerstverletzt überlebt hatte.

Es passierte am 25. April 1971. Martin Bormann hatte bis dahin wieder ein gutes Stück Leben zurückgelegt. Er war jahrelang in Afrika gewesen, als Missionar mitten im blutigen Bürgerkrieg vom Kongo. War aus Krankheitsgründen Ende der 60er Jahre zurückgekehrt. Und arbeitete nun in Deutschland als eine Art Vortragsreisender in Sachen Gott.

Bormann fuhr in seinem nagelneuen weissen Opel Rekord Caravan in der Nähe des Ortes Vilseck, in der bayerischen Ober-

pfalz. Ein heftiges Unwetter hatte gerade eingesetzt, der prasselnde Regen liess die Verkehrsteilnehmer an einer Kreuzung für einen kurzen Moment nahezu blind werden. Es kam fast zu einem Frontalzusammenstoss zwischen einem amerikanischen Militärlastwagen und dem weissen Opel. Zehn Tage nach dem Crash erweckte Bormann auf der Intensivstation einer Unfallklinik.

Als es ihm etwas besser ging, erzählte man ihm, dass er sein Leben einem Mechaniker zu verdanken habe, der zufällig aus seiner nahegelegenen Werkstatt den Unfall sah und mit einer Brechstange das total zerstörte Autowrack so weit öffnete, dass man ihn herausziehen konnte. Und, ach ja, dieser Mann lasse ausrichten, er kenne ihn, den Martin Bormann Junior, von früher, als der noch ein elfjähriger Junge war...

Und in der Tat: Der Lebensretter war der langjährige Chauffeur des SS-Reichsführers Heinrich Himmler, und in dieser Eigenschaft hatte er den Martin und zwei seiner Schwestern mehr als einmal zu Himmlers Haus am Tegernsee gefahren. Der Grund für den Besuch muss wohl ein Kaffeekränzchen der Mütter gewesen sein. Der alte Himmler-Fahrer als Retter – Martin Bormann schreibt in seiner Biographie vom «Eingreifen in die Fäden des Schicksals» und vom «Geschenk der Vorsehung Gottes». Wie auch immer, schicksalhaft lässt sich das alles jedenfalls bezeichnen. Man hätte aber auch sagen können: Die Vergangenheit hatte sich wieder, diesmal auf eine sehr überraschende Art, gemeldet.

Der Name Heinrich Himmler und auch dessen Haus hat für Martin Bormann eine besondere, eine besonders gräuliche Bedeutung. Es war vielleicht ein Jahr vor Kriegsende, als er wieder mal mit seiner Mutter und der Schwester dort zu Besuch war. Und

plötzlich sagte ganz feierlich Hedwig Potthast, Himmlers Sekretärin und Geliebte, sie möchte ihnen nun etwas sehr Interessantes vorführen, eine sehr eigene Sammlung ihres Chefs. Sie ging hinauf in das Dachgeschoss und öffnete einen Raum. Da standen Tische und Stühle, gemacht aus Teilen menschlicher Körper. Bei einem Stuhl war die Sitzfläche ein bearbeiteter Beckenknochen, bei einem anderen waren die Stuhlbeine aus Menschenbeinen samt Menschenfuss. Dann zeigte Frau Potthast eine Ausgabe von *Mein Kampf*, gebunden aus der Haut eines menschlichen Rückens. Bormann erinnert sich noch wie heute, wie medizinisch-nüchtern sie das alles erklärte. Wie geschockt und versteinert er und seine Schwester waren und wie die ebenfalls verstörte Mutter draussen sie dann versuchte zu trösten, mit dem Hinweis, dass Himmler ihrem Vater, dem Senior-Bormann, eine solche *Mein-Kampf-Ausgabe* schicken wollte und er dies entsetzt abgelehnt hat. Das war ihm zu viel, wirklich, sagte die Mutter. Man möchte hinzufügen: sogar ihm.

Wir sitzen in einem ruhigen Restaurant irgendwo in Westfalen. Er kommt gerne hierher, für seine Interviews, «die kennen mich hier schon, ach, der Herr Bormann wieder». So richtig mit Leben und Werk seines Vaters beschäftigt er sich erst seit seinem Ruhestand, vorher scheute er die Öffentlichkeit, «ich wollte nicht, dass man über meinen Namen redet». Heute, sagt er, lese er alles, was er über das Dritte Reich bekommen kann. Er ist der einzige in seiner Familie, der über den Vater Bescheid wissen will. Sechs Geschwister sind es noch, die Zwillinge sind inzwischen tot, auch eine Schwester. «Wenn wir zusammen sind», sagt Martin Bormann, «reden wir nie über alte Zeiten. Sie kennen mein Buch, sie wissen, was ich tue. Wenn sie fragen würden, würde ich antworten, aber sie fragen nicht.

Vielleicht ist es noch zu früh. Vielleicht kommen irgendwann die Enkel.»

Martin Bormann ist geboren sozusagen in Schiefelage, geboren, um abzustürzen. Und das Spannende an ihm ist, dass er vielleicht die einzige Chance ergriffen hat, nicht zu fallen: Er wurde Christ, er packte die Hand Gottes. Er selbst sieht das natürlich anders, sie packte ihn. Als er ganz unten war, wurde er gerettet. Wie Jesus, der den Gelähmten aufstehen liess. So redet er.

Einfach ist dieses Leben trotzdem nicht. Man sieht es an seinen Händen, die er im Gespräch oft zusammenballt, ein bisschen zu fest, als müssten sie etwas zusammenhalten, was dauernd droht auseinander zu fallen.

Diese verdammte Vergangenheit. Sein Taufpate hiess Adolf Hitler. Natürlich erinnert er sich an ihn. Martin war der Älteste, von seinen Eltern liebevoll «Kronzi» genannt, Abkürzung für Kronprinz. Auf dem Obersalzberg spielte er oft den Briefboten zwischen dem «Führer» und seinem Vater. Martin Bormann Junior sagt, immer, wenn Hitler in einen Raum kam, entstand sofort eine grosse Kälte, wie wenn alles erfriert. Einmal sprach er den «Hitler-Gruss» falsch, irgendwas mit «Heil Führer» oder so, und bekam dafür eine furchtbare Ohrfeige von seinem Vater.

«Wissen Sie», sagt Bormann ein paarmal in unserem Gespräch, «man kann seinen Eltern nicht entkommen, wer sie auch sind.» Es war im Jahr 1948 oder 1949, als er eine Meldung in der Zeitung las, Hitlers Sekretär würde in Moskau leben, weil er in Wahrheit immer Stalins Mann im Führerhauptquartier gewesen war. Alles völliger Quatsch, aber das Erste, was er beim Lesen dachte, war: Wenn das stimmt, weiss der Vater, der grosse Kirchenhasser, auch, dass ich Christ geworden bin und wo ich lebe,

wenn das stimmt, dann bin ich jetzt sein Feind. Man kann diesen Gedanken auch anders nennen: Er hatte Angst.

Es war in Afrika irgendwann im Jahr 1964, als er in letzter Minute von belgischen Fallschirmjägern aus einer höchst gefährlichen Geiselhaft befreit worden war, in die er als Missionar geraten war. Bei der Ankunft am Flughafen von Leopoldville warteten bereits Journalisten. Aber der gleichermassen völlig erschöpfte wie glückliche Martin Bormann wurde nicht etwa nach seinen Erlebnissen oder seinem Befinden befragt. Sondern, was er denn dazu sagen möchte, dass die Frankfurter Staatsanwaltschaft eine Art Kopfgeld in Höhe von 100'000 Mark auf seinen Vater ausgesetzt habe. Er sagte nichts dazu.

Martin Bormann hatte Anfang der 70er Jahre seinen Orden verlassen. Er heiratete und arbeitete als Religionslehrer. Und eigentlich hätte er nach Vorschlag des zuständigen Ordinariats im bayerischen Mühldorf eine Stelle in der dortigen Berufsschule bekommen sollen. Doch der Fachausschuss der Schule lehnte ohne Begründung ab. Hinter den Kulissen war der Grund rasch zu erfahren: Speziell in Bayern habe der Name Bormann immer noch einen besonderen Klang. Nicht so sehr wegen der Verbrechen des Nationalsozialismus, ja, ja, deswegen natürlich auch, aber vor allem, weil der Vater so viele Bauernhöfe in Berchtesgaden rücksichtslos enteignet hatte. Nun ja, der *Spiegel* sprach von Sippenhaft, und Sohn Martin bekam seine Stelle im Jahr 1973 – in Westfalen.

Martin Bormann Junior hat sich für sein Leben eine Konstruktion erschaffen. Da sei einerseits sein Vater, dem er sein Leben zu verdanken habe, und diesen Vater liebe er, heute noch. Viertes

Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Zum anderen ist da der Vater Martin Bormann, der schlimme Verbrechen begangen und schwere Schuld auf sich geladen hat. Diesem Vater stehe er sehr kritisch gegenüber, um es vorsichtig auszudrücken. Natürlich wird diese Konstruktion von der Religion gehalten, wer sollte das sonst schaffen? Bormann sagt, es stehe Menschen nicht an, über andere Menschen zu urteilen, das sei allein Sache Gottes.

Ist diese Konstruktion nicht aber doch ein wenig schizophran? Mag für manche so klingen, sagt Martin Bormann, «für mich ist es das nicht, für mich ist es die einzige Möglichkeit». Dabei unternimmt er keinen Versuch, die Schuld seines Vaters zu mindern. Er macht sich nichts vor. Sein Vater wurde in Nürnberg in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Hätte es seiner Meinung eine Chance gegeben, dass er, wenn er sich verteidigt hätte wie Rudolf Hess oder Albert Speer, mit einer langen Freiheitsstrafe davongekommen wäre? «Nein», sagt er. «Zu oft war seine Unterschrift unter wichtigen Dokumenten und Befehlen gestanden. Nein, man muss heute sicher feststellen: Mein Vater hat alles gewusst.»

Wie geht es ihm eigentlich, wenn in fast sämtlichen Dokumentationen oder Büchern der Vater immer als die pure Ausgeburt des Bösen geschildert wird, als charakterlos, brutal, intrigant, zu jeder Schandtat bereit? Ich frage ihn das und bin von seiner Reaktion überrascht. Zu kontrolliert wirkte er die ganze Zeit über, zu gefestigt, zu souverän. Jetzt ist er berührt, kurz sieht es so aus, als würde er die Fassung verlieren. Seine Hände greifen ineinander. Er zieht seinen Geldbeutel aus der Hosentasche. Nimmt eine alte, vergilbte Postkarte heraus, ein paar Worte drauf, vom Vater geschrieben, im Jahr 1943. «Schauen Sie», sagt er. Er hat jetzt

Tränen in den Augen. «Mein Herzensjunge»«, steht da geschrieben. «Hoffentlich kann ich dich bald wieder sehen. Dein Vati.»«

«Verstehen Sie», sagt Bormann, «das ist das Bild, was ich habe, als sein Kind, das lasse ich mir nicht nehmen. Das stelle ich dagegen.»

Ein alter Mann sitzt vor mir, ein paar Monate vor seinem 70. Geburtstag. Man kann ihm nicht vorwerfen, er habe es sich leicht gemacht. Er hat sich seinem Leben gestellt, je älter er wurde, desto intensiver. Als Rentner fährt er durch Deutschland, hält Vorträge in Schulen und anderswo über die Gefahren des Nationalsozialismus. In manchen Städten, im Osten Deutschlands, benötigt er dafür Polizeischutz. Er sagt, er glaube nicht an das Ende dieser fürchterlichen Ideologie, «man muss aufpassen».

Bormann erzählt, dass er in seinen Opfer- und Tätergruppen erlebt habe, wie die Kinder von Tätern, oft schon mehr als 50 Jahre alt, regelrecht zusammengebrochen sind, als sie sich ohne jede Verdrängung ihrem Erbe stellten. Eine Szene ist ihm dabei besonders in Erinnerung geblieben. Eine Frau zeigte einen Videofilm. Der Tag der Freilassung ihres Vaters war zu sehen, der Vater war einige Jahre nach Ende des Krieges wegen grauenhafter Verbrechen, begangen als Arzt, zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt worden. Der erste Tag draussen. Man sieht, wie er nach Hause kommt, man sieht, wie er ziemlich energisch durch die Tür kommt und die Familie begrüßt: «Heil Hitler!«»

Der israelische Psychologe Dan Bar-On, dessen Familie 1933 von Berlin nach Palästina geflohen war, reiste Ende der 80er Jahre nach Deutschland, um ein Tabu zu brechen: Warum ist es in einem Land der Täter so gut wie kein Thema, wie die Taten von

den Kindern der Täter verkraftet wurden? Bevor er die Gesprächsgruppen ins Leben rief, führte er mit ein paar dieser Nachfahren lange Interviews, die zum Teil in dem Buch *Die Last des Schweigens* festgehalten sind.

In dem Gespräch stellt er dem Theologen und Kirchenmann Martin Bormann eine Frage:

«Bar-On: «Hat Ihnen oder einem Ihrer Freunde einmal jemand Greuel taten gebeichtet, an denen er während des Vernichtungsprozesses beteiligt war?»

Bormann: «Nein, daran kann ich mich nicht erinnern ... doch, Moment, es gab eine Situation, aber ich bin nicht sicher, ob es das ist, was Sie suchen. Er kam zu mir, kurz bevor er starb. In seiner Beichte sagte er mir, dass in all den Jahren ihm die braunen Augen eines sechsjährigen Mädchens keine Ruhe gelassen hätten. Er war als Wehrmachtssoldat in Warschau während des Aufstandes im Ghetto. Sie hatten die Bunker zu räumen, und eines Morgens kam ein sechsjähriges Mädchen aus einem dieser Bunker zu ihm gelaufen und hielt ihm die ausgestreckten Arme entgegen. Er konnte sich noch an den Blick ihrer Augen erinnern, erschreckt und vertrauensvoll zugleich. Dann befahl ihm sein Vorgesetzter, sie mit dem Bajonett niederzustechen, was er auch tat. Er hat sie getötet. Aber der Blick in ihren Augen hat ihn sein Leben lang verfolgt (Bormanns Stimme wird brüchig, und seine Augen füllen sich mit Tränen). Und er kam zu mir, um es zu beichten. Er hat es zuvor nie jemandem erzählt.»

(Eine lange Pause.)

Bar-On (weinend): «Sagen Sie, vielleicht können Sie mir helfen zu verstehen: Wieso waren es nur die Augen? Warum erinnerte er sich nicht an die Augen von all den anderen, die er vielleicht auch getötet hat? Warum war er der Einzige, der gebeichtet hat? Was machten all die anderen mit den Augen der Kinder und

Frauen, die sie hilflos anschauten, bevor sie getötet wurden? Können Sie mir sagen, wie er diese Erinnerung die ganze Zeit für sich behalten konnte?»

Bormann: ‚Ich weiss nicht, ich habe keine Antworten, ich kann nur vermuten, dass sie alle irgendein Gefühl von Schuld hatten, in manchen Momenten, in einem gewissen Ausmass. Aber ich habe auf Ihre Fragen wirklich keine Antworten.‘»

Dan Bar-On, mit dem Martin Bormann heute so etwas wie befreundet ist, schreibt am Ende dieses Gesprächs: «Als wir zusammen zur Bushaltestelle gehen, sind wir noch in unseren Gefühlen und Gedanken versunken... Ich beobachte ihn, wie er weggeht. Eine grosse Last scheint er auf seinen Schultern zu tragen, auf seinem Herzen lastet eine schwere Bürde. Ich spüre sein tiefes Engagement und sein Verantwortungsgefühl für das, was zu Zeiten seines Vaters geschah.»

Die Zeit unseres Treffens geht zu Ende. Ein paar Stunden sassen wir zusammen. Er fährt mich zurück nach Dortmund, zum Bahnhof. Ich schaue ihn an: die leicht gedrückten Schultern, der kontrollierte, manchmal fast steinern wirkende Gesichtsausdruck. Es stimmt, was Dan Bar-On schreibt: Die Bürde ist da, immer noch. Er wird sie wahrscheinlich mit ins Grab nehmen.

Nazi-Kinder. Bormann sagt, er hatte es besser als beispielsweise Wolf-Rüdiger Hess. «Mein Vater war weg, für immer. Da konnte ich mich besser abgrenzen.» Er erzählt, wie ihn einmal Gudrun Himmler, Himmlers Tochter, anrief. Wütend. Angebrüllt hat sie ihn. Wie er das nur tun kann, sich so schlecht über die alten Zeiten zu äussern. Bormann sagt, er habe versucht ihr zu erklären, dass der Vater und die Taten des Vaters zwei verschiedene Sa-

chen sind. Sie habe es nicht verstanden. «Ich denke, sie ist noch nicht so weit.»

Jetzt redet der ehemalige Priester. Martin Bormann Junior sagt, den Niklas Frank, den würde er gerne mal kennen lernen. Diesen Sohn, der sich für den Weg des Hasses entschieden hat. Kommt der damit klar, kann das gehen? «So viel Hass», sagt er, und dann: «Ich würde gerne mit ihm reden. Vielleicht könnte ich ihm helfen.»

Das Manuskript von 1960: Niklas und Norman Frank

«Ich bin froh, dass meinem Vater Spandau erspart blieb. Wahrscheinlich wäre er bei einer solchen Haft seelisch zerbrochen und heute ein Wrack. Nun ist sein Tod für uns längst überwunden, und die Asche meines Vaters ist in alle Winde zerstreut – so begegne ich ihm überall.»

Der junge Mann, der uns diese Sätze sagt, heisst Niklas Frank. Er ist 21 Jahre alt und studiert, wie einst sein Vater, in München Jura. Sein Vater war der ehemalige Generalgouverneur von Polen, Hans Frank, der Hauptangeklagte Nummer sieben vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg. Als er am 16. Oktober 1946 aufgehängt wurde, liess er fünf Kinder zurück. Niklas war der Jüngste. Er ging gerade in die zweite Volksschulklasse.

«Ich halte meinen Vater für schuldig. Er hat furchtbare Verbrechen begangen und dafür mit dem Tode gebüsst. Er hat das in seinen letzten Tagen selbst eingesehen und uns Kindern sein Schuldbekennntnis sozusagen als Vermächtnis hinterlassen.»

Das sagt Norman Frank, der älteste Sohn des ehemaligen Generalgouverneurs von Polen. Der 32jährige arbeitet heute als Regieassistent beim Film. Er war 1945, als sein Vater verhaftet wurde, längst kein kleiner Junge mehr.

In einer Wohnung in Schwabing sitzen wir den beiden Brüdern gegenüber. Sie sehen sich nicht ähnlich und haben auch keine Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Niklas trägt einen roten Studentenbart, der ihn ein paar Jahre älter macht. Vor eineinhalb Jahren ist die Mutter gestorben. In der Wohnung wurde seither nichts verändert. Die alten Möbel, die Bilder, die Teppiche – alle von den Eltern. Und draussen, auf dem Messingschild an der Tür, steht noch immer der Name des Vaters: Hans Frank. Das Messingschild hat alle Umzüge der letzten Jahre mitgemacht.

Niklas Frank, dessen ganze Liebe dem Theater gehört, hat lange gezögert, ehe er das Jurastudium begann. «Das Schicksal meines Vaters hat irgendwie den Ausschlag gegeben. Aber verstehen Sie mich nicht falsch. Ich will nicht Jurist werden, um ihn zu rehabilitieren.» Niklas überlegt einen Moment. «Aber ich möchte mir ein Bild von ihm machen. Ich werde die Nürnberger Prozessakten studieren, seine Tagebücher lesen, die polnischen Dokumente suchen... Ich will ihn kennenlernen.»

Die Frank-Söhne stecken den Kopf nicht in den Sand. Sie scheuen die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nicht. Im Gegenteil – sie suchen sie.

«Mein Vater liebte leider die Macht über alles», sagt Norman Frank. «Stellen Sie sich vor – in meinem Alter war er schon bayerischer Justizminister. Zwei Jahre später Reichsminister. Und dann hat man ihn den König von Polen genannt...»

Erst als die Macht zerbrach, sah Hans Frank seinen verhängnisvollen Weg ein.

«Hier gibt es nur die demütige Bekennung einer Schuld am Mord von einigen Millionen unschuldiger Menschen», schrieb er in der Gefängniszelle mit Bleistift in ein Schulheft. Er bestritt nichts von seinen Verbrechen. Er trat zum katholischen Glauben

über. Und mit dem irischen Franziskanerpater Sixtus O'Connor ging er laut betend die letzten Schritte zum Galgen.

«Mein lieber Norman», begann der Brief, den Pater O'Connor in der Nacht nach den Hinrichtungen an den ältesten Sohn Franks richtete. «Lass mich Dir und Deiner tapferen Mutter und Deinen Geschwistern im Geiste die Hand drücken in stiller Anteilnahme zum Heimgang Eures lieben Vaters. Am Vorabend seines Todes bin ich bei ihm gewesen. Wir beteten zusammen die kleine Andacht: Christus am Ölberg. Hernach unterhielten wir uns noch kurz, und dann ging Dein Vater zu Bett. Kurz vor Mitternacht wurde er geweckt und davon benachrichtigt, dass seine Hinrichtung in Kürze stattfinden würde. Kurz nach 24.00 Uhr reichte ich ihm die heilige Kommunion. Während seiner letzten 15 Minuten habe ich mit ihm gesprochen, gab ihm den letzten Segen der Kirche und den vollkommenen Ablass. Er war ganz ruhig und ergeben und beauftragte mich, Deine Mutter, Dich und Deine Geschwister zu grüssen und zu sagen, dass er innerlich den Tod freiwillig auf sich genommen habe als Busse und Sühne für die Vergangenheit. Seine letzten Gedanken galten Euch. Doch hatte er keine Angst um Euch. Er war überzeugt, dass Ihr alles versteht und dass Ihr auch mit Mut und Gottvertrauen das Leben in Zukunft meistern werdet.

Bevor wir die Zelle verliessen, zeichnete ich ihm auf Stirne, Mund und Brust ein kleines Kreuz – so wie seine Mutter ihn immer segnete, als er als Junge zur Schule ging. Unterwegs zur Hinrichtungsstätte beteten wir zum heiligen Josef um einen guten Tod. An der Stätte selbst gab er folgende Erklärung ab: ‚Ich danke für die gütige Behandlung, die mir während der Gefangenschaft zuteil geworden ist, und bitte den Herrgott, dass er mich gnädig aufnehmen möge.‘ Ich las ihm dann ein kurzes Gebet vor, und zum Schluss sagte er: ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit.‘ Das waren seine letzten Worte. Zwei Stunden nach

seinem Tode betete ich die Begräbnisgebete und las anschliessend eine Messe.

Ich glaube sicher, dass Dein Vater gleich in den Himmel eingegangen ist und dass er vor dem Richterstuhl Gottes ein faires Urteil gefunden hat. Nun hat er ganz bestimmt die Ruhe und den Frieden und die Liebe gefunden, die diese Welt nicht geben kann. Dir aber bleibt die Aufgabe, lieber Norman, den Namen Deines Vaters in dieser Welt weiterzutragen und seine Ehre immer zu verteidigen...»

Dieser Brief des irischen Paters liegt heute etwas vergilbt im Familienalbum. Vierzehn Jahre sind inzwischen vergangen. Von Pater O'Connor ist nie mehr eine Nachricht gekommen. Niklas Frank will ihn aufspüren. «Und wenn ich nach Amerika fahren muss», sagt er. «Pater O'Connor weiss sicher am meisten über meinen Vater.»

Die Franks wohnten vor dem Krieg in München. Norman trat 1938 ins Max-Gymnasium ein, wo sein Vater zwanzig Jahre früher mit Auszeichnung sein Abitur gemacht hatte. 1940 zog die Familie nach Warschau. Norman ging dort bis 1943 in die deutsche Schule. Dann wurde er in die Tschechoslowakei evakuiert. 1944 fuhr Brigitte Frank mit ihren fünf Kindern nach Deutschland zurück. Sie wohnten auf dem Schoberhof, einem Herrensitz am Schliersee, den Frank schon Vorjahren gekauft hatte. Norman besuchte die Oberschule in Miesbach.

Da der 16jährige bei den Hitlerjugendveranstaltungen meistens fehlte, bekam seine Mutter mit dem Ortsgruppenleiter Schwierigkeiten. Noch mehr Schwierigkeiten gab es, als bei Norman zum dritten Mal verbotene Jazzplatten beschlagnahmt wurden. «Ich hatte für Aufmärsche und dergleichen nichts übrig», sagt Norman Frank. «Wir hörten lieber im Keller Schallplatten.»

Am 22. Januar 1945 setzte sich der Generalgouverneur von Polen Hans Frank an den Schliersee ab. In Neuhaus-Josephstal richtete er

sich eine kleine Dienststelle ein. Dort wurde er dann auch am 1. Mai von einer amerikanischen Armeestreife verhaftet.

Dünner, wässriger Schnee lag auf den Strassen, als Norman vom Schoberhof nach Josephstal radelte. Die amerikanischen Panzerspitzen mussten jeden Moment eintreffen. Seit Monaten hatte er heimlich die Feindsender gehört: «...die Kriegsverbrecher werden zur Rechenschaft gezogen.» Er ahnte, dass sein Vater dazugehörte.

Etwas benommen betrat er die Dienststelle seines Vaters. Das Führerbild hing noch an der Wand. Sekretärinnen telefonierten. Adjutanten gingen ein und aus. Alles war wie immer...

«Norman», sagte Hans Frank, «du kommst gerade recht, du kannst mit uns Kaffee trinken. Noch eine Tasse, bitte.»

Der Tisch war schon gedeckt. Es gab sogar noch Kuchen. Kuchen und Kaffee im Quartier des Königs von Polen, am Nachmittag des 1. Mai...

Man unterhielt sich ganz gemütlich. Frank, ein paar Mitarbeiter, Sekretärinnen und – Norman.

«Ich bin gewiss der einzige Minister», scherzte Hans Frank, «der seiner Verhaftung so fröhlich entgegenseht.»

«Rechnen Sie überhaupt mit einer Verhaftung, Herr Minister?» fragte jemand.

«Damit ist zu rechnen. Aber ich werde meine Kriegstagebücher übergeben. Da ist jeder Tag festgehalten. Ich bin sehr froh, dass ich diese Aufzeichnungen besitze. Ich habe nichts zu befürchten.»

Hans Frank wirkte ruhig, fast heiter. Er zeigte nicht die geringste Spur von Nervosität. Nichts von jener Nervosität, die er einmal, vor ein paar Jahren, so deutlich gezeigt hatte. Bei einem festlichen Abendessen in Krakau, als er zwischen Lachs und gefüllten Tauben zu seinen Gästen plötzlich mit gespielter Leichtigkeit

keit sagte: «Mir hat heute mein Astrologe gesagt, meine Sterne stehen schlecht, ich werde einen gewaltsamen, furchtbaren Tod haben...»

«Amerikaner noch zwei Kilometer vor Schliersee», schrie ein Mädchen zur Türe herein.

Die Kaffeerrunde löste sich auf. Die letzten Mitarbeiter des Generalgouverneurs verdrückten sich still und leise. Nur Norman blieb bei seinem Vater. Mit Feldstechern beobachteten sie vom Fenster aus die Seestrasse.

«Da sind sie», sagte Norman plötzlich erregt. Der erste Panzer, drei, vier und mehr Jeeps dahinter, mit aufmontierten Maschinenpistolen. Soldaten, runde Stahlhelme, khakifarbene Uniformen.

«Du fährst jetzt heim», bestimmte Hans Frank. «Ich denke, ich bin bald wieder bei euch.»

Die Kriegstagebücher, die Frank an diesem Nachmittag einem amerikanischen Offizier übergab, enthielten für die Ankläger von Nürnberg ein lückenloses Belastungsmaterial. Sie enthielten beispielsweise folgende Eintragungen:

«Ich erhielt den Auftrag, die eroberten Ostgebiete rücksichtslos auszuplündern, sie in ihrer wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Struktur sozusagen in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.»

19. Januar 1940

«...Untersuchungen hätten ergeben, dass der grösste Teil der Polen nur etwa 600 Kalorien zu sich nimmt, während der Normalbedarf eines Menschen 2200 Kalorien betrage. Die polnische Bevölkerung sei so weit entkräftet, dass sie eine leichte Beute des Fleckfiebers werde ... Mitleid wollen wir grundsätzlich nur mit dem deutschen Volk haben, sonst mit niemandem in der Welt.»

9. September 1941

«...für die jüdische Bevölkerung können weitere Lebensmittel nicht zur Verfügung gestellt werden.»

15. Oktober 1941

«...dass wir 1,2 Millionen Juden zum Hungertod verurteilen, sei nur am Rande festgestellt.»

24. August 1942

«Hier haben wir mit dreieinhalb Millionen Juden begonnen, von ihnen sind nur noch wenige Arbeitskompanien vorhanden, alles andere ist – sagen wir einmal – ausgewandert.»

2. Juni 1943

«Ich möchte eines betonen: zimperlich dürfen wir nicht sein, wenn wir die Zahl von 17'000 Erschossenen hören... Es wäre lächerlich, wenn wir irgendwelche Streitigkeiten über Methoden austragen wollten.»

25. Januar 1943

«Wenn wir den Krieg einmal gewonnen haben, dann kann meinetwegen aus den Polen und den Ukrainern und dem, was sich herumtreibt, Hackfleisch gemacht werden...»

12. Januar 1944

«Es bleibt mir unverständlich», sagt Norman Frank heute, «wie mein Vater nur einen Moment lang annehmen konnte, seine Kriegstagebücher würden ihn entlasten. Schliesslich war er doch Jurist...»

Damals aber glaubte der Siebzehnjährige seinem Vater. Ich bin bald wieder bei euch, hatte er gesagt. Auf diesen Tag warteten die Frank-Kinder mit ihrer Mutter. Zunächst allerdings hörten sie fünf Monate überhaupt nichts von ihm. Nur das Gerücht kam ihnen zu Ohren, dass er in der Zelle einen Selbstmordversuch unternommen habe.

Der Schoberhof war keine sichere Zuflucht für die Familie Frank. Eines Nachts überfielen Fremdarbeiter, die von den Amerikanern aus ihren Lagern befreit worden waren, das Haus.

Sie kamen mit zwei grossen Lastautos und polterten in die Schlafkammern. Mit erhobenen Händen flohen Brigitte Frank und die Kinder hinaus in den Hof. Norman wechselte mit der Mutter und seiner ältesten Schwester einen stummen Blick. Sie hatten das Schlimmste zu erwarten.

Denn die Männer, die mit Maschinenpistolen vor ihnen standen, waren Polen.

«Raustreten und an die Wand stellen!» schrie eine heisere Stimme.

Gegen diesen Befehl gab es natürlich keinen Widerstand. Brigitte Frank stellte sich mit ihren fünf Kindern mit dem Gesicht zur Hauswand. Der Hund riss an seiner Kette und bellte wütend. Sonst war die Nacht still. Die Männer, die das Kommando auf dem Schoberhof übernommen hatten, unterhielten sich leise auf Polnisch.

Was besprachen sie? Norman, der in Warschau ein paar Brocken gelernt hatte, bemühte sich vergeblich, etwas zu verstehen. Die Situation war mehr als gefährlich. Die Polen, die schwer bewaffnet hinter ihnen standen, waren von seinem Vater nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert worden. Vielleicht waren ihre Frauen oder ihre Eltern daheim gar nicht mehr am Leben, umgebracht von den Deutschen...

Wer würde schon grosses Aufhebens davon machen, wenn sie hier die Familie des verhassten Generalgouverneurs abknallten.

«Wo ist Frank?» Ein untersetzter Bursche, der beim Reden einen Goldzahn zeigte, stellte sich neben Norman.

«Wir wissen es nicht», antwortete er.

«Ihr habt ihn hier versteckt!»

«Nein, die Amerikaner haben ihn verhaftet.»

«Wir finden ihn!» drohte der Goldzahn. Er war offensichtlich der Einzige, der Deutsch sprach.

Die Polen fingen nun an, den Hof auf den Kopf zu stellen. Sie durchwühlten jeden Schrank, jeden Winkel. Vom Dachboden bis zum Weinkeller. Der Weinkeller war gut gefüllt. Und so probierten die Polen die Moseltröpfchen des Herrn Generalgouverneurs. Sie dachten nicht mehr an die Familie Frank oben im Hof. Sie schlugen den Flaschen die Hälse ab und liessen sich mit Wein volllaufen.

Die Franks, immer noch mit dem Gesicht zur Wand, hörten fröhliche Gesänge aus dem Keller. Da steckte auch der Goldzahn, der sie bewachte, seine Maschinenpistole in den Gürtel und verdrückte sich.

«So konnten wir uns in Ruhe davonmachen», erzählt Norman Frank. «Aber auf den Schoberhof trauten wir uns nicht mehr zurück, denn so ein Überfall konnte sich jede Nacht wiederholen.»

Brigitte Frank zog mit ihren Kindern in das nächste Dorf, nach Neuhaus am Schliersee, wo sie bei einer Familie Hertlein zwei Zimmer bekamen. Vom Sperrkonto durfte sie monatlich dreihundert Mark abheben. Das reichte so ungefähr zum Leben.

Im August 1945 veröffentlichte eine amerikanische Soldatenzeitung die Meldung, dass der Kriegsverbrecher Dr. Hans Frank mehrere Selbstmordversuche unternommen habe. Noch vor drei Monaten hatte er zu seinem ältesten Sohn gesagt: «Ich bin gewiss der einzige Minister, der seiner Verhaftung so fröhlich entgegenseht...»

Im Oktober heiratete die älteste Tochter Sigrid und verliess das Haus. Und aus Mondorf in Luxemburg traf eine mit Druckbuchstaben beschriebene Postkarte ein, auf der mitgeteilt wurde, dass sich Dr. Hans Frank im dortigen Lager befinde.

Fast gleichzeitig kamen seine ersten Briefe nach Neuhaus. Sie zeigten den ehemaligen Generalgouverneur völlig verändert.

«... immer düsterer wird die Nacht, durch die ich die entsetzliche Last meines Kreuzes zu schleppen habe. Aber Gott gibt mir Kraft und Glauben ...»

«...in unberechenbarem Gottvertrauen lebe ich und weiss Euch alle im Gebet mit mir vereint. Prüfungen, die uns das Schicksal auferlegt, sind ernste Mahnungen für vielfache Fehler, aber der Allmächtige sieht in die Tiefe und kennt alle Wahrheit. Ich hoffe, dass Ihr alle gesund seid, und stelle mir unser Zusammensein in unserem alten Schoberhof als hohe Krönung aller Hoffnungen vor...»

«...Gewaltig ist das Schicksal, doch gewaltiger sind die Menschen, die es tragen. So werden wir mit Gottes Hilfe alles schaffen. Tag und Nacht denke ich an Euch in unbeugsamem Glauben an das Wiedersehen ...»

«Nach diesen Briefen», sagt Norman Frank, «gab es keinen Zweifel mehr. Unser Vater war in der Gefangenschaft gläubiger Katholik geworden.»

«Das muss für Sie doch eine grosse Überraschung gewesen sein?» fragen wir.

«Ja, natürlich. Früher war er nur von der Macht der Kirche beeindruckt. Darüber hat er oft mit uns gesprochen. Die weltweite Organisation begeisterte ihn. Das muss der Nationalsozialismus nachmachen, hat er gesagt.»

«Seit wann sind Sie selbst katholisch?»

«Seit 1944. Nachdem wir von Warschau zurückkamen, hat uns unsere Mutter alle taufen lassen.»

Norman erinnert sich noch an die Weihnachtsfeste mit dem Vater. «Wenn die Glocken zur Christmette läuteten, mussten wir alle auf die Terrasse treten. Er grüsste mit feierlich erhobener rechter Hand...»

Während im Herbst 1945 der Prozess gegen den Kriegsverbre-

chen Nummer Sieben, Hans Frank, in Nürnberg vorbereitet wurde, weigerte sich die Oberschule in Miesbach, den ältesten Sohn dieses Kriegsverbrechers wieder aufzunehmen. Der pensionierte Altphilologe Dr. Beermann unterrichtete Norman täglich drei Stunden, hauptsächlich in Griechisch. Die Folgen blieben nicht aus. Als er sich zum Abitur anmeldete, bestand er zwar in Griechisch, aber in Mathematik lieferte er ein leeres Blatt ab.

Norman Frank fiel durch.

Seine Mutter versuchte, ihn in der Klosterschule Metten unterzubringen. Aber auch von dort kehrte er bald wieder zurück. Er hatte sich nur um die Einrichtung eines Jazzkellers verdient gemacht. Sein jüngerer Bruder Niklas ging unterdessen in die erste Klasse der Volksschule von Neuhaus. Michael war in einem Kinderheim untergebracht.

An einem Tag im Februar 1946 kam Niklas nicht zur gewohnten Zeit von der Schule heim.

Frau Frank suchte ihn zuerst im Dorf und dann im Schulhaus. Die Klassenzimmer waren leer, das Lehrerzimmer war schon abgesperrt. Endlich trieb sie den Hausmeister auf, der Bescheid wusste: «Niklas ist im Karzer. Ich darf ihn erst um ein Uhr herauslassen.»

«Warum?» fragte Brigitte Frank.

«Er hat ein Hakenkreuz auf die Tafel gemalt», sagte der Hausmeister.

Frau Frank liess sich den Karzer aufsperrern. «Niklas, hast du das Hakenkreuz auf die Tafel gemalt?»

«Nein, Mutti.»

«Und warum hast du es der Lehrerin nicht gesagt?»

«Ich habe es ihr schon gesagt. Aber sie hat es mir nicht geglaubt. Das Hakenkreuz passt zu mir, hat sie gesagt.»

Die Geschichte war bald wieder vergessen. Viel mehr Aufregung gab es um den kleinen Michael. Der Direktor des Kinderheimes schickte im März 1946 ein Telegramm nach Neuhaus: «Michael seit

gestern Abend verschwunden. Erbitten Antwort, ob er bei Ihnen eingetroffen ist.»

Der Achtjährige war nicht eingetroffen. Und er traf auch am folgenden Tag nicht ein.

Frau Frank lief zur Polizeiwache. «Da kann ich Ihnen nur wenig Hoffnung machen», sagte der Beamte und zuckte die Achseln. Er deutete auf einen grossen Aktenstoss. «Das sind alles unerledigte Raubüberfälle. Woher sollen wir die Zeit nehmen, kleine Kinder zu suchen ...»

«Aber können Sie nicht wenigstens Fernschreiben verschicken?»

«Jedes Fernschreiben muss von der Besatzungsmacht genehmigt sein», antwortete der Polizist. «Das Beste wäre eine Rundfunkdurchsage. Aber dazu müssen Sie Beziehungen haben.»

Brigitte Frank kannte nur einen Menschen beim Rundfunk: Gaston Oulman. Jeden Abend kommentierte er mit beissender Ironie den Nürnberger Prozess. Frau Frank hatte ihn ein einziges Mal gesprochen. «Wenn Sie Hilfe brauchen», hatte er seltsamerweise damals zu ihr gesagt, «wenden Sie sich an mich.»

Sie rief Gaston Oulman im Münchner Funkhaus an. Und schon nach den nächsten Nachrichten wurde die Suchmeldung gesendet: «Achtjähriger Junge verschwunden. Blond, spricht bayerisch, trägt graue Shorts und rotkariertes Hemd...»

Michael Frank wurde daraufhin in Hamburg aufgegriffen. Er wollte sich nach Amerika einschiffen. Stattdessen setzte ihn die Polizei in einen Zug und schickte ihn nach Neuhaus zurück.

Die Familie war wieder zusammen. Aus Nürnberg kamen jetzt viele Briefe, «...heute früh um 10.00 Uhr hatten wir Messe in einem kleinen als Kapelle mit einfachen Mitteln sehr geschmackvoll geschmückten Zimmer unseres Gebäudes, die mein lieber Pa-

ter Sixtus hielt und an der ausser mir nur Seyss-Inquart und Herr von Pape – dieser ministrierend – teilnahmen...»

Hans Frank hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Denn er schrieb noch zu Beginn des Jahres 1946: «Möge dieses Jahr uns endlich alle wieder glücklich vereinen...»

«Wir zu Hause machten uns nicht mehr viel Hoffnung», sagt Norman Frank. «Die Prozessberichte sahen mehr als düster aus. Am Gründonnerstag gestand mein Vater vor seinen Richtern seine Schuld ein – welche Chance sollte er da noch haben?»

Vierzehn Tage vor der Urteilsverkündung fuhr Brigitte Frank mit ihren Kindern nach Nürnberg. Allgemeine Besuchserlaubnis für die Angehörigen der Hauptangeklagten. Die Familien der prominenten Nazi-Führer wurden von den Alliierten gepflegt. Ein letztes Mal sassen sie an langen Tischen in einem zweckentfremdeten Schulzimmer zusammen.

Es war der letzte gemeinsame Auftritt. Sie wurden fotografiert und interviewt – wie früher. Auf makabre Weise waren sie noch einmal Mittelpunkt.

Norman Frank erinnert sich deutlich an die Begegnung mit seinem Vater. «Die Besuchszeit war auf ein paar Minuten beschränkt. Die Gefangenen sassen nebeneinander, alle hinter Glasscheiben und Fliegengittern, zu beiden Seiten von Militärpolizisten flankiert. Er war gefesselt. Im ersten Augenblick ist mir mein Vater wie ein Fremder vorgekommen. Er war sehr schlank geworden. Der Anzug schlotterte an ihm. Sein Gesicht wirkte fast asketisch.»

«Hat er über den Prozess mit Ihnen gesprochen?»

«Es geht schief mit mir, hat er gesagt. Aber er wirkte dabei sehr ruhig und gefasst.»

«Er hat sich also zu diesem Zeitpunkt keine Hoffnungen mehr gemacht?»

«Nein.»

«Death by hanging», verkündete erwartungsgemäss Lordrichter Sir Geoffrey Lawrence dem Angeklagten Frank.

«In der Nacht vom 15. zum 16. Oktober starb ich», schrieb er als letzten Satz in seinem letzten Brief an seine Familie.

Norman Frank ging ein Jahr später nach Westfalen. Er wohnte bei Verwandten in einem Pfarrhof und arbeitete als Drahtzieher in einer Fabrik. Abends büffelte er Physik und Mathematik. Im Münchner Max-Gymnasium, wo sein Vater als Musterschüler die Schulzeit absolviert hatte, nahm er einen zweiten Anlauf zum Abitur. Der 21jährige fiel wieder durch und gab es daraufhin auf.

1950 wanderte er aus. Er fuhr mit der «Salta Liberty» nach Buenos Aires und fand einen Job als Lagerverwalter in einer Werkzeugfabrik. Sein Chef war ein emigrierter Pole.

«Denkst du auch so wie dein Vater?» erkundigte der sich bei Norman. «Dein Vater wollte Hackfleisch aus uns machen.»

«Nein», sagte der junge Frank. «Ich denke entgegengesetzt. Ich bin kein Nazi. Es tut mir leid, dass ausgerechnet mein Vater...»

«Dann ist es in Ordnung», sagte der Pole.

«Ich bin sehr gut mit ihm ausgekommen», versichert Norman Frank. «Weniger gut mit den vielen Nazis, die mich in Argentinien als eine Art Heiligtum herumreichen wollten. Bloss weil ich einmal auf dem Schoss von Herrn Hitler gegessen bin.»

Nach neun Monaten ging Norman Frank ins Innere des Landes. Zuerst auf eine Hühnerfarm, dann in eine Bleimine an der bolivianischen Grenze. Die Bleischächte lagen in einer Mondlandschaft, ungefähr 5'000 Meter hoch. Es dauerte einige Zeit, bis er sich Nasenbluten und Kopfweh abgewöhnt hatte. Dann ge-

fiel es ihm so gut, dass er gleich drei Jahre lang blieb. Allerdings inkognito, denn ein österreichischer Arzt, der sich als ehemaliger Nazi entpuppt hatte, war sofort fristlos entlassen worden.

Kurz vor der argentinischen Revolution, bei der Peron gestürzt wurde, kehrte Norman Frank nach Deutschland zurück. Seine beiden Schwestern hatten geheiratet. Michael verdiente sein Geld als Autoverkäufer. Niklas fing gerade mit dem Jura-studium an.

Norman spricht heute für sie alle, wenn er sagt: «Wir unternehmen nichts, um irgendwelche Vermögen von meinem Vater zurückzubekommen. Wir müssen alle diese Dinge abschreiben, weil sie mit Schuld beladen sind.»

Ein Mann will den Vater zerstören

Ich kenne Niklas Frank schon lange. Als Leser, er ist ja seit vielen Jahren Reporter beim *stern*, auch heute noch. Niklas Frank fällt mit dem auf, was er schreibt. Immer ist bei seinen Texten eine besondere Kraft zu spüren, oft auch eine besondere Wut. Und dann kam diese stern-Serie «Mein Vater, der Nazimörder», und ich erinnere mich noch sehr gut an einen Abend bei uns zu Hause, an dem ein paar Gäste da waren – und über diesen Niklas Frank diskutierten, wie es in diesen Tagen üblich war in der Republik. Niklas Frank war das Tagesgespräch. Die Frage, die bei uns und anderswo gestellt wurde, lautete: Darf man so, wie er es getan hat, mit seinem Vater umgehen?

Niklas Frank wütete in dieser Serie, sprengte jede journalistische Grenze. Er schrieb, wie er am 16. Oktober, dem Tag, an dem sein Vater gehängt wurde, immer über dem Foto des toten Daddy onanierte. Er schrieb über seine beispiellosen Hass- und Mordphantasien gegenüber Herrn Frank Senior. Ein Sohn seziert seinen Erzeuger bis in die letzte Wendung seiner Seele und stellt ein vernichtendes Zeugnis aus: feige, korrupt, machtgeil, grausam, windelweich. Gute Seiten: Fehlanzeige. Und der Sohn wütet da-

bei auch gegen sich selbst. Er erkennt die Feigheit seines Vaters in sich wieder, er spürt dessen Herz in sich schlagen – und zerfleischt sich. Die Serie von Niklas Frank, die zuvor als Buch erschienen war, ist ein Dokument der Geschmacklosigkeit. Nur: Kann das eigentlich anders sein, wenn das Thema Hans Frank ist, der für nichts weniger verantwortlich ist als für ein paar Millionen Tote?

Die deutsche Öffentlichkeit war sich damals, Mitte der 80er Jahre, in ihrer Empörung weitgehend einig: widerlich, dieser Text, eine Schande dieser Sohn. Dutzende Leserbriefe sind im *stern* erschienen, nach dem Motto: Egal, was der Vater gemacht hat, Vater ist doch immer Vater, muss geehrt werden und so. Auch die linken Intellektuellen konnten mit diesem Ausbruch von Emotionalität wenig anfangen. Na ja, hiess es da gerne, der kleine Niklas habe wohl ein Problem. Über den brauche man nicht zu diskutieren, der solle lieber mal einen Psychiater aufsuchen. Es ist sicher bezeichnend, dass eine der wenigen positiven Reaktionen von dem Amerikaner Robert M. W. Kempner stammte, einem der Chefankläger im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess. Er sass monatelang Hans Frank von Angesicht zu Angesicht gegenüber, hatte diesen Mann der Hölle noch live erlebt. «Die Frank-Veröffentlichung», schrieb Kempner, «ist in ihrer Einmaligkeit ein wichtiger Beitrag zur Förderung der Menschenrechte.»

Klaus von Schirach, der Sohn des Reichsjugendführers Baldur von Schirach, verzog das Gesicht in seiner Kanzlei in der Münchener Leopoldstrasse, als er den Namen Niklas Frank hörte. «Dieser Teufel», sagt Schirach, «dieser Mann hat sich für immer versündigt.» In Spanien, sagte er, heisst es, dass, wer seine Eltern ver-

flucht, selbst für immer verflucht ist: «Diese Einstellung gefällt mir.»

Bei uns zu Hause war die Stimmung an jenem Abend auch nicht viel anders als im übrigen Deutschland gewesen. Dabei war durchaus, rein familientechnisch, eine interessante Mischung anwesend: Die Tochter eines hohen SS-Offiziers sowie die Tochter eines deutschen Juden, der den Holocaust überlebt hat. Beide sind Journalistinnen von Beruf, und beide waren sich in diesem Punkt einig: Nein, Herr Frank, als Kind in Gedanken an den toten Vater zu wachsen und davon als Erwachsener zu erzählen, das geht wirklich zu weit, so etwas darf man nicht tun, auch nicht in diesem extremen Fall.

Ich fühlte mich ziemlich unbeteiligt in dieser Diskussion, wie immer beim Thema Nationalsozialismus. Ich war 15 oder 16, und heute denke ich, dass ich ein ziemlich dümmliches Bild abgegeben habe. So weit weg das alles, ja, ja, schlimm, aber doch schon lange vorbei. Einer ohne jede Meinung, einer, der sich nur ein bisschen wundert, warum sich die Erwachsenen heute Abend denn so aufregen.

Ich erinnere mich noch: Mein Vater war in dieser Runde der Einzige, der widersprach. Er hatte nicht nur Verständnis mit ihm, den er als jungen Mann getroffen hatte. Der damals angefangen hatte mit seinem Weg der Vergangenheitsbewältigung? Aufarbeitung? Vergangenheit? Vergewaltigung? Vergangenheitszerfetzung? Er fand gut, was Niklas Frank schrieb, nicht nur rein sprachlich. Vielleicht wusste mein Vater sehr genau, spätestens seit seinen Recherchen Ende der 50er Jahre, dass jeder ein wie auch immer extremes Rüstzeug benötigt, der dieser Vergangenheit Herr werden will.

An einem kalten Novembertag des Jahres 1999 erzähle ich Niklas Frank von der Zustimmung meines Vaters. Wir sitzen in ei-

nem kleinen italienischen Restaurant, nicht weit weg vom Hamburger Hafen und dem mächtigen Gebäude des *stern*, das wahrscheinlich wegen der Nähe zum Wasser ein wenig an einen Ozeandampfer erinnert. Im Foyer hatte ich auf ihn gewartet, bis er herunterkam von seinem Büro: 60 Jahre alt, verheiratet, eine Tochter, mittelgross, kaum mehr Haare auf dem Kopf, ein rötlicher, kurz geschnittener Bart. Jetzt isst er einen Teller Penne all'arrabiata und einen gemischten Salat, ich esse Penne all'arrabiata und einen gemischten Salat. Niklas Frank sagt: «Schade, dass Ihr Vater mich damals nicht angerufen hat. Ein bisschen Zuspruch hätte ich verdammt gut brauchen können. Die Reaktionen waren schon heftig.» Er erinnere sich beispielsweise noch gut an einen Artikel in der *ZEIT*, in dem stand: Frank, der Sohn, der Psychopath. «Das hat mich tief getroffen, sehr verletzt.» Aus Schutz habe er sich dann innerlich zurückgezogen, abgeschottet. Innerlich eingefroren sei er damals. «Einmal fragte ein Kollege mich im stern-Aufzug: ‚Na, Niklas, wie geht es dir, jetzt in diesen Tagen?‘ In diesem Moment verstand ich gar nicht, was er meinte. So eng hatte ich meinen Panzer geschnürt.» Wahrscheinlich blickt Niklas Frank als Reporter andere Menschen deshalb so genau an, weil er aus eigener Erfahrung weiss, was ein Mensch so alles mit sich selbst anstellen kann.

Als ich ihm im Herbst des Jahres 1999 in ein paar Zeilen mein Projekt erklärte, rief er sofort an. Ich erinnere mich noch gut an seine fröhlich klingende Stimme auf meiner Mailbox. «Hier Niklas Frank, schönes Projekt, mache ich gerne mit, jederzeit...» usw. Eine weiche, freundliche Stimme mit süddeutscher Färbung. Man kann es nicht anders sagen: Sie klingt nach einem ausgeglichenen, heiteren Menschen. Soll das der Gleiche sein, dachte ich,

wie dieser Berserker, der dieses wütende Buch geschrieben hat? Hat sich da einer vielleicht freigeschrieben, von allem Horror befreit, ist da einer, der endlich den stinkenden Müllberg hinter seinem Haus für alle Zeiten verbrannt hat? Mag einfältig gewesen sein, aber so dachte ich. Ich sollte mich irren.

In dem italienischen Restaurant erzählt Niklas Frank, wie er das Buch damals geschrieben hat: in einem Rauschzustand, sagt er, der zwölf Wochen dauerte. Draussen war es kalt, Winter. Drinnen auch: Er sass mit Mütze und Mantel bei sich zu Hause in Eimsbüttel, im Schlafzimmer. Die kleine mechanische Schreibmaschine «Erika», auf der er schrieb, hatte schon der Mutter gehört.

Warum musste es so kalt sein beim Schreiben? Warum hat er die Heizung nicht angedreht? Niklas Frank geht auf die Frage nicht ein. Er sagt nur, er und seine Frau würden nie im Schlafzimmer heizen. Und er sagt, jeden Abend, wenn er fertig war mit dem Schreiben, hat er sich vor dem Einschlafen immer denselben Satz vorgesagt: «Heute wieder schwere Schläge gegen den Vater geführt.» Und meinte damit auch das rein Mechanische, das Einhämmern auf die alte Tastatur.

Schwere Schläge. Gegen den Mann, der sich selbst gerne «König von Polen» nannte. Gegen den Mann, der Auschwitz ermöglichte, der Millionen Tote zu verantworten hat. Ich habe das bereits geschrieben: der Mörder Hans Frank, der Teufel. Schon in der Einleitung und später noch mal. Ich wiederhole mich. Warum schreibe ich es jetzt wieder? Muss ich mir selbst immer wieder die Dimension dieses fürchterlichen Falles vor Augen führen?

Auf Seite acht hat Niklas Frank hingehämmert: «Ich habe mir als Kind Deinen Tod zu eigen gemacht. Vor allem die Nächte zum

16. Oktober waren mir heilig. Ich mochte Dein Sterben. Ich lege mich nackt hin, auf das stinkende Linoleum der grossen Toilette, die Beine gespreizt, die Linke am schlaffen Glied, und mit einer leichten Rubbelbewegung fing ich an, Dich zu sehen, wie Du auf und ab gehst in Deiner Zelle, die Fäuste gegen die Augäpfel gepresst, stöhnst zum hundertsten Male blöde Soldatenregeln vom aufrechten Sterben vor Dich hin, Dich wieder hinsetzt, lauscht, ob sie kommen, Du kennst alle Geräusche, Du sitzt ja lang genug im vergitterten Raum, Dein Puls schlägt schnell, Du zwingst Dich, auf die letzten Briefe zu schauen an Deine Lieben daheim, merkst vielleicht, wie hohl und falsch und frömmelnd sie klingen...»

Auf Seite 17: «Mutter sass nach dem Krieg gerne mit dem Mitgliederverzeichnis Deiner Akademie für Deutsches Recht auf dem Schoss und machte sich ein hämisches Vergnügen, Namen, auf die sie durch mächtige Todesanzeigen in Tageszeitungen oder durch Meldungen von Berufungen in hohe und höchste Richter- und Staatsämter stiess, anzukreuzen. In Mutters Verzeichnis las sich so ein vaterländischer Lebenslauf ganz anders als jetzt in Zeiten der Bundesrepublik, auch kannte sie manchen persönlich: «Der konnte gar nicht tief genug seine Verbeugungen machen!» Stell Dir vor, Du hättest überlebt, Du, der Prototyp des deutschen Verbrechers jener Zeit... natürlich nie selbst mit eigenen Händen einen Menschen um die Ecke brachte, aber dafür sorgte, dass es präzise geschah. Natürlich hättest Du bei diesem Vorleben gut ins neue Deutschland gepasst, glitschig-kantenlos wäre nach dem bisschen Entnazifizierung Dein Übergang von den Nazis zu den Unionschristen gewesen.»

Auf den Seiten 21 und 22: «Was besass ich von Dir, bevor ich

mich auf die Suche machte nach Dir? Einen Stempel, der, drückt man ihn aufs Papier, die schönen und bezeichnenden Worte wiedergibt: Eigentum des Reichsministers Dr. Hans Frank ... Ich besitze auch noch Dein Gebetsbüchel, das dünne, schmale, in dem Du am Abend vor Deinem Jesus Barmherzigkeit'-Ruf mir einen letzten Gruss schriebst. Der mich schon darum giftete, weil Du meinen Namen mit ‚ck‘ schriebst. Das tut man nicht, dachte ich damals, auch nicht in seiner Todesstunde.»

Auf Seite 27: «Wie fängt so was wie Du an? Ich fische aus dem Kehricht Deines Lebens Dein Tagebuch...»

Auf Seite 45: «Warum ziehe ich Dich verbal so in den Dreck? Es gibt mir so ein aufmüpfiges Gefühl. Ganz jung bin ich dann... Du steckst mir tief im Hirn, aber irgendwann, vielleicht als Greis, habe ich Dich im Griff, hab ich Dich überwunden, das Knacken Deines Genicks wird als Laut schwächer in meinem Kopf.»

Auf Seite 62: «Komm, Vater, lass uns weitermachen, lass mich den Stolz Deines Lebens zerpfücken...»

Auf Seite 77: «Mit Roland Freisler hast Du jahrelang die Deutsche Juristische Wochenschrift herausgegeben, das war eine meiner frühesten Begegnungen mit Dir nach einer bewusstlosen Jugend ohne Dich, ich sass im Münchner Juristenseminar und las die Vorworte, die Du den dicken roten Bänden voranstellen durftest. Je mehr ich las, desto grösser wurde meine Angst, andere Studenten würden merken, dass ich Dich lese, dass ich Dein Sohn bin, so schauerhaft fand ich Deine Sätze über das neue kraftvolle Recht für die germanische Rasse, für die Deutschen und gegen das verjudete, liberalistische Römische Recht.»

Und Niklas Frank schrieb auf Seite 104: «Ich durfte mit, an der Hand von Kinderschwester H. Im Fond des Mercedes, ich sass

nicht, ich stand, drückte die Nase ans Fenster, viel schwarze Uniformen ringsum, langsam fuhr ich durch enge Strassen, vorbei an schlottrigen Menschen, mich anglotzenden Kindern, es muss ein Sonntag gewesen sein, denn ich hatte mein reizendes Pepitahöschen und Jäckchen an. Mutter, warum lachen die nicht, warum schau die so böse, es ist doch Sonntag, Mutter, und die haben so schöne Sterne am Arm, Mutter, und die – Männer da mit den Peitschen. Ach was, mein Kind, das verstehst du nicht, wir gehen kruschen. Hier am Eck, halten Sie, Fahrer, da haben sie schöne Korsetts – ah, und die Pelze erst. Ich blieb im Wagen und streckte einem Kind die Zunge heraus. Da ging es weg, und ich war Sieger. Ich lachte, doch meine Kinderschwester, die geliebte H., zerrte mich auf die Seite, sie sass still, auch der Fahrer wartete stumm auf Mutter. Einmal durfte ich aussteigen, Belohnung für braves Warten. Ein vergittertes Haus, ein halbdunkler Gang, ein Arm hebt mich hoch vor einer starken Tür, durch eine kleine Luke sollte ich schau. ‚Da sitzt eine böse, böse Hexe drin!‘, sagt der Mann, ich sehe eine Frau, die sitzt an der Wand, sie blickt nicht her, sie blickt starr auf den Boden. Ich fange zu weinen an. ‚Sie tut nichts, bald ist sie tot‘, tröstet der Mann.

Ja. Deine Ghettos, Vater, die boten was. Aber lustiger fand ich den Ausflug in ein Barackenlager mit viel Stacheldraht darum herum, irgendein Aussenlager von einem KZ, wie ich heute weiss, damals war es nur ein herzlicher Onkel in Uniform, der einen wilden Esel hatte, auf den wurden, grell tönte mein Lachen, dünne Männer gesetzt von kräftigen deutschen Fäusten, und der Esel hopste, und die Männer fielen, und sie konnten sich nur sehr langsam erheben, und sie fanden es nicht so komisch wie ich, sie wurden wieder und wieder draufgesetzt, einer half dem anderen,

und der Esel bekam einen Schlag auf die Flanke, es war ein wunderschöner Nachmittag, und drinnen gab es beim obersten Soldaten Kakao.

Diese Scheissbilder trage ich mit mir herum, Vater...»

Niklas Frank hat in dem italienischen Restaurant in Hamburg sofort gefragt, wie wir das mit der Rechnung machen. Er erlaube mir nur zu zahlen, wenn mir das Geld wiedererstattet wird, vom Verlag oder so. «Sie sind ja noch jung, Sie können mit Ihrem Geld ja noch was anfangen», hat er gesagt, «ich bin ein alter Saftsack, ich habe alles hinter mir.» Nach 20 Jahren beim *stern* bleibe nichts, Geld ja, «aber sonst? Nichts, gar nichts.» Er lacht losgelöst von der Situation. Wie eine Sirene, die davon kündigt, dass die Welt eine Höllegeburt ist. Er lacht auch, wenn er sagt: «Wissen Sie, ich habe früh in meinem Leben gemerkt, dass ich eine negative Ausstrahlung habe. Mich finden nur wenige wirklich sympathisch.»

Niklas Frank erzählt die Geschichte seiner Schwester Brigitte, die mit 46 starb. Die Familie geht davon aus, dass es Selbstmord war. Immer hatte sie gesagt, sie möchte nicht älter werden als der Vater, «davon war sie besessen». Der Vater wurde mit 46 gehenkt.

Er erzählt die Geschichte seines Bruders Michael. Er starb im Alter von 53 Jahren. «Er war mal ein so hübscher Junge», sagt Niklas Frank und lacht, «ein richtiger Adonis.» Politisch war er rechts, ganz rechts, er wollte nichts von der Kritik am Vater wissen. Im Gegenteil: Er engagierte sich sogar bei der NPD. Doch dann fing er an zu saufen. Nein, keinen Alkohol – es war Milch. Mehr als zehn Liter am Tag. Zunächst fiel nur auf, dass er dick

und immer dicker wurde. «Mein Gott», sagt Niklas Frank, «wurde der fett. Ein paar Zentner waren es zum Schluss. Der Arzt hatte ihn gewarnt: «Das geht so nicht mehr lange gut, Herr Frank.»« Aber er liess die Milchströme weiter in sich hineinlaufen. Und starb am völligen Versagen sämtlicher Organe.

Die beiden, sagt Niklas Frank, die Schwester, der Bruder, sind am Vater gestorben, klar, «den werden wir alle nicht los.»

Norman, der ältere Bruder, lebt noch. «Wir sind keine zwei Minuten zusammen, dann fangen wir an – vom Vater zu reden.»« Er sagt, er liebt seinen Bruder. «Der Norman leidet noch mehr als ich.»« Der hat den Vater länger gekannt, hat auch schöne Erinnerungen an ihn. «Ein bisschen liebt er ihn, glaube ich, immer noch.»« In einem Interview mit dem amerikanischen Journalisten Gerald Posner hat Norman Frank Ende der 80er Jahre gesagt, er habe keine Kinder haben wollen, weil er finde, «dass der Name Frank sich von dieser Welt verabschieden soll.»

Niklas Frank hat eine Menge Kraft, auch das macht ihn so unheimlich. Letztlich hat er alles überstanden. Dass seine Kindheit, die Jahre als Jüngling nach dem Krieg, von den Tantiemen des Buches *Im Angesicht des Galgens* seines Vaters bezahlt wurde. Ein heimlicher Bestseller ist es im Nachkriegsdeutschland geworden, mehr als 50 '000-mal hat es sich verkauft. Er hat überstanden, dass seine Mutter dauernd nette, freundliche Briefe bekommen hat, von Hochrangigen und weniger Hochrangigen, die ihr nur mitteilen wollten, wie sehr sie diesen Hans Frank verehrt haben. Wirklich, so war es, das genau haben so viele, viele Deutsche ins Haus Frank geschrieben.

Und er hat auch die Briefe auf seine Serie ausgehalten, die

hasserfüllten, weil man als Sohn so nicht mit seinem Vater umgehen darf.

In welchem Land lebt er eigentlich, der Niklas Frank? Er hat eine besondere Art von Vergangenheitsbewältigung versucht. Er ist einen direkten Weg gegangen, schonungslos, selbstzerfleischend, basierend auf dem Prinzip Hass. Man mag es nicht so gerne verwenden, dieses Wort, aber wenn die Bezeichnung «ehrlich» einmal zutrifft, dann für die Methode, die Niklas Frank gewählt hat. Er sagt, er spüre viel von seinem Vater in sich, vor allem dessen Feigheit. Er sagt auch, dass ein Stück Freiheit entsteht, wenn man so tief in den Abgrund blickt: Was soll einem da noch passieren?

Wir gehen noch kurz in sein Büro im *stern*. Ich frage, ob er mir noch ein Buch geben könne. «Denn kaufen kann man es nicht mehr, es ist längst vergriffen.» Was schade ist, denn es ist ein grosses, wichtiges Buch. Später wird man sich vielleicht einmal wundern, wie im Deutschland der 80er Jahre damit umgegangen wurde.

In seinem kleinen Büro hängen zwei Fotos: Das eine zeigt einen Brief des Münchner Paters Rupert Mayer, der darin schreibt, er werde, wenn er aus dem KZ herauskomme, sofort weiter gegen die Nazis kämpfen. Auf dem anderen sieht man einen dicken Nazi, der gerade einen kleinen Jungen mit einem Stock zwingt, «Jude» an eine Wand zu schreiben. Niklas Frank sagt, es gebe keinen einzigen Tag, «an dem ich nicht an meinen Vater denken muss».

Er redet von den Todesnächten seines Vaters. Vom damaligen Onanieren im Gedenken an den Vater. Da könne er ja nur lachen, dass sich da die Menschen aufregen, sagt er. «Bei Henry Miller sind alle begeistert, und das geht dann auf einmal zu weit.» Eine jüdische Journalistenkollegin habe ihn mal angerufen, deswegen,

und gesagt, sie glaube, er habe durch das Onanieren in der Todesnacht als Kind seine Lust zu leben gegen das Sterben des Vaters gesetzt. «Das hat mich sofort überzeugt.»

Niklas Frank sagt, er träume oft, heute noch, von den Leichenbergen in den KZ. Er sagt, dieses Land werde diese Geschichte nie los, nie. Das sei zu schrecklich gewesen, «diese Geschichte ist noch nicht zu Ende.»

Irgendwann gehe ich. Drei Stunden etwa sassen wir zusammen. Ich muss noch spazieren gehen. Am Hafen entlang. Muss an den Schluss seines Buches denken, wo er in einer Art Blutorgie zusieht, wie der Arm Gottes in seinen Vater fährt und das Innerste nach aussen stülpt. Die letzten Sätze des Buches: «... und Dein Herz schlägt mir ins Gesicht, und ich öffne meinen Mund, und ich beisse hinein, in Dein Herz, und ich spüre Dich schreien und schreien – ich beiss zu, bis Deine Pumpe schlaff wird und Du im Zeugenstand, ein grässlicher Fetzen Fleisch, zusammensackst, während ich, ein ewig kindlicher Zombie wohl, davonspringe, immer wieder davonspringe.»

Ich gehe am Hafen entlang und spüre eine Angst einflössende Beklemmung. Ein bisschen zu viel Hölle erwischt.

Das Manuskript von 1960: Gudrun Himmler

«Wie stellen Sie sich das vor?»

«Ich weiss, dass es eine schwere Aufgabe ist», sagt Gudrun Himmler.

«Glauben Sie nicht, dass es unmöglich ist?»

«Nein.»

Gudrun Himmler ist heute dreissig. Nach aussen ein Mädchen wie tausend andere. Sie arbeitet als Sekretärin, wohnt in einem kleinen Apartment, geht ins Theater, zu Parties und auf den Fasching. Aber gleichzeitig will sie es als einziger Mensch auf dieser Welt unternehmen, Heinrich Himmler zu rehabilitieren.

«Wann haben Sie Ihren Vater zum letzten Mal gesehen?»

«Im November 1944 kam er noch einmal für zwei Tage nach Gmund. Danach haben wir nur immer miteinander telefoniert.»

«Bis zum Schluss?»

«Ja, so ungefähr», sagt Gudrun Himmler. «Aber natürlich haben wir nicht über die politische Lage gesprochen. Es war eigentlich von meinen Problemen die Rede.»

Die Vierzehnjährige hing zärtlich an ihrem Vater. Sie schnitt jedes Bild von ihm aus der Zeitung aus und klebte es in ein grosses Album. Sie stickte, bastelte, laubsägte für ihn.

«Das war die Perspektive der kleinen Tochter», sagen wir. «Heute sind Sie erwachsen und können sich mit diesen Erinnerungen nicht zufriedengeben. Wenn Sie für ihn einstehen wollen, müssen Sie sich mit seiner Stellung, seinen Anschauungen, seinen Befehlen auseinandersetzen.»

«Das weiss ich», antwortet Gudrun Himmler. «Die Dokumente liegen in Amerika, und ich habe jetzt noch nicht das Geld, um hinüberfahren zu können. Ich werde das aber noch schaffen...»

«Und von der Einsicht in diese Dokumente aus seiner Zeit als Reichsführer SS und Chef der Polizei – da versprechen Sie sich etwas?»

«Ja. Gefühlsmässig sage ich ja. Leider ist mir amtliches deutsches Material nur in geringstem Umfang zugänglich. Und die engsten Mitarbeiter meines Vaters sind entweder tot oder wollen aus mir persönlich gut begrifflichen Gründen an die Zeit nicht mehr erinnert werden.»

In zehn oder zwanzig Jahren glaubt sie, ein Buch mit dem Titel «Heinrich Himmler» schreiben zu können. So lange wird es nach ihrer Rechnung dauern, bis sie das Entlastungsmaterial zusammengetragen hat. Auch dem Selbstmord ihres Vaters will sie ein Kapitel widmen. Gudrun Himmler bezweifelt ihn nämlich.

«Ich glaube nicht, dass er die Giftkapsel geschluckt hat», sagt sie. «Meine Mutter und ich haben auch nie eine amtliche Todesmitteilung erhalten. Erst 1947 wurde sein Tod im Amtsgericht von Lüneburg sozusagen eingetragen...»

Die Leiche Heinrich Himmlers wurde in der Lüneburger Heide verbrannt und die Asche in alle Winde zerstreut. Vorher allerdings wurde sie fotografiert. Und die Bilder sind auch veröffentlicht worden.

«Auf diesen Bildern», stellt seine Tochter heute fest, «sieht er aber eher aus, als wenn er gerade eine Parade abnehmen wollte. Er hatte bei diesen Gelegenheiten immer eine typische Handstel-

lung. Ich nehme nicht an, dass er sie in dem Moment einnahm, als er angeblich die Giftkapsel zerbiss. Ich glaube, dass ihn das Bild wirklich bei einer Parade zeigt. Für mich ist es ein retuschiertes Foto aus seinen Lebzeiten.»

«Was vermuten Sie?» fragen wir.

«Ich vermute gar nichts. Ich will nur Nachforschungen anstellen. Nie mehr hat man von den englischen Soldaten etwas gehört, die beim Selbstmord meines Vaters dabei gewesen sein sollen. Mit Sicherheit haben ihn SS-Leute im Kriegsgefangenenlager Colkham zum letzten Mal gesehen, als er früh um sechs Uhr von einem Jeep abgeholt wurde.»

Wie immer es in der Lüneburger Heide zugegangen sein mag, an einem zweifelt auch seine Tochter nicht: Heinrich Himmler ist tot.

Auch auf ihn hätte der Galgen von Nürnberg gewartet. Und in einer Zeit, als man den Namen dieses Mannes in Deutschland verfluchte wie keinen zweiten, da beharrte ein junges Mädchen verbissen darauf, den Namen Himmler weiterzutragen. Für Gudrun blieb er ihr Vater. Sie ging für ihn durch Gefängnisse und Lager. Sie wählte einen sehr unbequemen Weg...

Sie verbiss sich in die Idee, zu ihrem Vater zu halten. Sie weinte nicht, sondern trat in den Hungerstreik. Sie magerte ab, wurde krank, blieb in der Entwicklung stehen. Sie konnte nicht beten und lachte nicht mehr.

Ein britischer Offizier rief entsetzt aus: «Um Gottes willen, was fange ich mit dem Kind an!»

Im späten Frühjahr 1945 feierte der deutsche General Wolff in der königlichen Villa von Bozen seinen Geburtstag.

Im Park blühten Rosen, spielten Kinder und biwakierten deutsche Landser.

In der Halle verbeugten sich deutsche Offiziere mit dem Sektglas in der Hand in Richtung des Generals. Nur ein einziger hatte keinen Anteil an diesem Fest: ein SS-Hauptsturmführer, der in einem Dachgeschosszimmer inhaftiert war.

In den Wandelgängen der Villa standen herrliche Blumenarrangements. Delikatessen-Brötchen wurden gereicht, und die Wachen salutierten wie in besten Zeiten. Die grosse Tafel war bereits gedeckt.

Um zwölf Uhr wollte der General seine Geburtstagsgäste zu Tisch bitten.

Aber plötzlich wälzten schwere amerikanische Panzer die Rosen im Park nieder. Das Idyll war gestört. Amerikanische Militärpolizisten mit weissen Helmen und vorgehaltenen Maschinenpistolen drangen in das Haus ein und verhafteten alle. Nur einen befreiten sie: den SS-Hauptsturmführer im Dachgeschoss. Es war sein grosses Glück gewesen, dass er im rechten Augenblick in Ungnade gefallen war. So konnte er in Ruhe zusehen, wie der General Wolff samt seinen Gästen abgeführt wurde.

Der Hauptsturmführer gab seinen Befreiern dafür einen guten Tip. Er wusste, wo der Reichsführer SS seine Frau und seine Tochter evakuiert hatte.

So sah Gudrun Himmler am Nachmittag des 13. Mai einen Jeep vor dem Casa-al-Monte-Haus am Wolkenstein vorfahren. Sie war gerade dabei, eine im Keller versteckte Kasse mit Wertgegenständen heraufzutragen. Es blieb keine Zeit, sie wieder zu verstecken.

Es spielte auch keine Rolle mehr.

«Mitkommen», forderte ein amerikanischer Sergeant Frau Marga Himmler auf.

«Und Gudrun?» fragte die Frau des Reichsführers.

«Auch mitkommen. Alle mitkommen.»

Zurück blieb nur der junge Kriminalbeamte, der zum persönli-

chen Schutz der Familie Himmler mit auf das Casa al Monte gezogen war. Von ihm wollten die Amerikaner zunächst nichts wissen.

«Heil Hitler!» grüsste er in vorschriftsmässiger Haltung, als der Jeep mit seinen prominenten Schützlingen abfuhr.

Da bremste der Sergeant, sprang heraus und schlug den jungen Mann kräftig auf die Schulter: «Damit ist es jetzt vorbei. Gewöhn es dir ab!»

Es war wirklich vorbei. Mutter und Tochter Himmler wurden in ein Zimmer des Hotels Post in Bozen gesperrt.

Vorher wurden ihnen Haarnadeln, Nagelschere, Nagelfeile und alle anderen spitzen Gegenstände abgenommen.

«Warum?» wollte Gudrun Himmler wissen.

«Damit ihr nicht Selbstmord begehen könnt», antwortete jemand.

Am Abend schlossen zwei amerikanische Soldaten das Zimmer auf und fingen an, den Tisch zu decken. Weisse Damastdecke, Teller, Schüsseln, Bestecke, Weingläser...

«Setzt euch hin», kommandierte ein GI.

Die Himmlers setzten sich zu Tisch. In diesem Moment tauchten zwei Kameramänner auf. Sie schalteten Scheinwerfer ein und filmten die Szene.

«Nur für Presse», grinste der GI und räumte den Tisch wieder ab.

Für Marga und Gudrun Himmler war es auf jeden Fall ein grosses Glück, dass nur die beiden Kameramänner erfahren hatten, wer da zwangsweise im Hotel Post abgestiegen war.

In den Strassen von Bozen warfen die früheren Partisanen mit faulen Tomaten auf deutsche Kriegsgefangene. Offiziere wurden bespuckt, italienische Faschisten aufgehängt. Was hätte man wohl mit der Familie Himmler angestellt?

Die Himmlers wurden noch in der Nacht nach Verona weiterverfrachtet. Die Strassen waren aufgerissen, die Wälder brannten. Im Durchgangslager Verona blieben sie nur zwölf Stunden. Das nächste Lager war Florenz.

Tagsüber war es in den Wellblechbaracken unerträglich heiss. Die Latrinen stanken. «Wenn Sie sagen, dass Sie Himmler heissen, zerreisst man Sie», versicherte ihnen ein Wachsoldat.

Dann zogen Mutter und Tochter für zwölf Tage in ein Haus mit Dachgarten. Sie durften sogar jeden Tag Spaziergehen. Das Essen war besser. Aber dafür begannen die Verhöre...

Gudrun sah sich einem kleinen, englischen Offizier gegenüber. Er steckte eine Zigarette nach der andern an.

«Rauchst du?» fragte er.

«Nein.»

«Wie alt bist du?»

«Fünfzehn.»

«Bist du verheiratet?»

«Ich bin fünfzehn», wiederholte Gudrun Himmler.

«Na, und?» knurrte der Engländer, der verblüffend gut deutsch sprach. «Wie viele Kinder?»

«Ich bin fünfzehn», antwortete Gudrun zum dritten Mal.

«Wenn man Himmler heisst, ist alles möglich», sagte der Offizier.

Wenn man Himmler heisst – das sollte sie von jetzt an noch oft hören. Später gewöhnte sie sich daran. Bei diesem ersten Verhör aber zitterten ihr die Lippen vor Empörung. Sie dachte an die Villa am Tegernsee, an die Schule in Reichersbeuern, an alles, was sie hinter sich gelassen hatte.

«Wo ist mein Vater?» fragte sie.

Der Engländer stand hinter seinem Schreibtisch auf und beugte sich weit nach vorne. Einen Augenblick lang sah es so aus, als wollte er das Mädchen schlagen. Aber er sagte nur mit bebender

Stimme: «Weisst du, wieviel Menschen dein Vater in Dachau verheizt hat? Oder wieviel er in Oranienburg vergast hat? Natürlich weisst du das. Du bist doch die Tochter dieses Herrn Himmler.»

Gudrun schwieg.

Der Vernehmungsoffizier paffte hastig den Rauch seiner Zigarette in die Luft und schwieg auch. Er schaute eine Weile zum Fenster hinaus und drehte ihr dabei den Rücken zu. Als er sich wieder an seinen Schreibtisch setzte, war er ruhig.

«Warst du je in einem Konzentrationslager?» fragte er.

«Einmal in Dachau», antwortete sie.

«Mit deinem Vater?»

«Ja.»

«Und was hast du da gesehen?»

«Mein Vater hat mir einen Kräutergarten gezeigt und mir die verschiedenen Kräuter erklärt.»

«So.» Der Engländer trommelte mit seinen nikotingelben Fingern auf die Schreibtischplatte. «Willst du mir weismachen, dass du keine Häftlinge gesehen hast?»

«Ich habe Häftlinge gesehen», sagte Gudrun Himmler.

«Und was hat dir dein Vater da erklärt?»

«Dass die mit dem roten Dreieck politische Gefangene sind und die andern Kriminelle.»

Das Verhör dauerte nicht mehr lange. Gudrun Himmler wurde zu ihrer Mutter zurückgeführt.

Die Fahrt ging weiter nach Süden. Die nächste Station war Rom. Das Lager befand sich weit draussen – in der italienischen Filmstadt Cinecittà. Die Engländer hatten in aller Eile aus den Garderoben und Requisitenkammern vergitterte Zellen gemacht. Es war kein gewöhnliches Kriegsgefangenenlager, sondern das Informations-Center des englischen Intelligence Service.

Hier sassen der Abwehrchef Helferich, der deutsche SD-Chef

für die Schweiz, Klaus Hugel, der in Bozen verhaftete General Wolff, Generaloberst von Wittinghoff, der italienische Prinz Borghese und Marschall Graziani, harmlose Landser und Todeskandidaten...

Die Sonne glühte das Camp von Cinecittà aus. Sie schien jeden Tag unerbittlich. Die winzigen Zellen wirkten wie Unterabteilungen eines Backofens, der jeden Morgen pünktlich angeheizt wurde. Die Gefangenen krochen unter die Feldbetten, um Schatten zu finden. Das Wasser lief warm aus den Hähnen.

Zum Essen gab es zweimal täglich schwer verdaulichen Erbsenbrei. Zur Unterhaltung erschien einmal wöchentlich der Lagerbote. «Papst Pius XII. äusserte sich in strengen Worten über den Nazismus...» – «Yokohama, Japans zweitwichtigster Hafen, ist als Produktionszentrum durch den Luftangriff vom vorigen Dienstag so gut wie ganz ausgefallen...» – «Das alliierte Hauptquartier gab bekannt, dass zwei Mitglieder der Hitlerjugend wegen Spionage hingerichtet worden sind...»

Die Frau und die Tochter Heinrich Himmlers waren die einzigen weiblichen Wesen in Cinecittà.

Nach ungefähr vier Wochen trat Gudrun Himmler aus Protest gegen den Erbsenbrei in Hungerstreik. Die Wachen lachten am ersten Tag darüber. Am zweiten Tag blickten sie bedenklich. Am dritten Tag verständigten sie den britischen Intelligence Service Major Bridge.

Gudrun Himmler war zu schwach, um sich von der Pritsche erheben zu können. Sie hatte heisse, fiebrige Hände.

«Es gibt hier keine andere Verpflegung», versuchte ihr Major Bridge klarzumachen. «Wenn du das nicht essen willst, musst du verhungern. Unsere Soldaten, die gegen Japan kämpfen, haben auch nichts Besseres.»

Gudrun Himmler verweigerte weiter jede Nahrung.

Am Abend des vierten Tages stürzte Major Bridge zu dem Zel-

lennachbar der Himmlers, zu Dr. Eugen Dollmann, dem Dolmetscher Hitlers und Mussolinis.

«Sie kennen doch Gudrun Himmler?»

«Ja.»

«Können Sie nicht Ihren Einfluss geltend machen, dass sie wieder isst? Sie stirbt uns sonst.»

«Geben Sie ihr etwas Ordentliches», sagte Dr. Dollmann, «dann wird sie schon essen.»

«Ich kann keine Ausnahme machen», erklärte der Major.

«Wollen Sie ein Kind unter solchen Umständen sterben lassen?» fragte Dollmann.

Major Bridge schüttelte missmutig den Kopf. «Was fange ich bloss mit ihr an ...»

Gudrun Himmler gewann den Hungerstreik. Sie setzte für sich und ihre Mutter Offiziersverpflegung durch. Nichts erreichte sie jedoch in anderer Hinsicht: So sehr sie sich auch bemühte, sie erfuhr nichts über das Schicksal ihres Vaters.

Bis zum 20. August 1945.

An diesem Tag interviewte ein amerikanischer Journalist die Frau des Reichsführers Himmler in ihrer Zelle. Gudrun und ein englischer Offizier sassen stumm dabei.

Der Reporter stellte die üblichen Fragen: Wo haben Sie Ihren Mann kennengelernt? Wie war er zu Hause? Trug er gern Filzpantoffeln? Was wissen Sie über Konzentrationslager?

Da fragte Gudrun schnell dazwischen: «Wo ist denn mein Vater jetzt?»

«Der hat sich doch längst vergiftet», antwortete der Reporter.

In das betroffene Schweigen hinein rügte der Engländer: «Das hätten Sie nicht sagen dürfen.»

«Es tut mir leid», entschuldigte sich der Amerikaner.

Er hätte es nicht sagen dürfen. Aber Gudrun Himmler wusste es nun. Die Folgen blieben nicht aus.

Das fünfzehnjährige Mädchen erlitt einen totalen Zusammenbruch. Schüttelfrost. Vierzig Grad Fieber. Sie phantasierte Tag und Nacht auf der Pritsche in ihrer Zelle.

Es schien nicht sicher, ob die Ärzte sie durchbringen würden. Aber nach drei Wochen konnte sie wieder aufstehen.

Major Bridge vom britischen Intelligence Service hatte von diesem Tag an nur noch ein Bestreben: die unbequeme Familie Himmler so rasch wie möglich abzuschieben.

Aber wohin?

Wer wollte im September 1945 eine Frau und ein Mädchen aufnehmen, die den Namen Himmler trugen? Niemand. Nicht einmal ein Lager.

Der Major löste das Problem, indem er ihnen Ausweise auf den Namen Schmidt ausstellen liess. Frau und Fräulein Schmidt liess er dann per Flugzeug nach Florenz verfrachten.

Von Florenz schob man die beiden nach Mailand ab. Mangels eines geeigneten Lagers quartierte man sie dort im Gefängnis ein. Erinnert sich Gudrun Himmler: «Das Gefängnis war überfüllt. Fast nur Frauen und Kinder. Wie sich sehr bald herausstellte, waren es fanatische Faschistinnen. Sie sangen ganze Nächte durch die Giovinezza, das faschistische Kampflied. Da die Bewacher kommunistische Partisanen waren, wurden die Frauen immer wieder verprügelt. Aber sie sangen trotzdem weiter. In diesem Gefängnis war an Schlaf nicht zu denken.»

Eines Morgens wurden Frau und Fräulein Schmidt von einem amerikanischen Major abgeholt und zum Flughafen gefahren.

«Wohin geht es?» fragten sie.

«Nach Paris.»

«Ich heisse jetzt wieder Himmler», bestimmte Gudrun.

«Schmidt ist sicherer», wandte der Major ein.

«Das ist mir gleich. Ich heisse Gudrun Himmler.»

In Marseille wechselten sie das Flugzeug. Am Nachmittag landeten sie in Paris-Orly.

Am Abend schliefen sie todmüde in einem Badezimmer in Versailles. Bewacht natürlich, denn auch diese Villa diente vorübergehend als Gefängnis. Diplomaten sassen darin, die Wachmannschaften waren Amerikaner.

Das Essen war gut.

Auch das Badezimmer von Versailles war nur eine Episode. Nach drei Tagen hörten die Himmlers das vertraute Kommando: «Mitkommen!»

«Wohin geht es?» fragten sie wieder.

«Weiss ich nicht», brummte der Amerikaner.

Ein Auto. Ein Flugzeug. Umsteigen in ein anderes Flugzeug. Und am Ende der Reise wartete auf dem Flugplatz bereits ein Auto, grün und mit vergitterten Fenstern.

Gudrun Himmler sah sich um. «Wo sind wir jetzt?»

«In Nürnberg», sagte jemand.

«Sprechen verboten!» brüllte ein deutscher Hilfspolizist.

Die grüne Minna hielt eine halbe Stunde später vor dem Nürnbergerjustizpalast, wo in drei Wochen der Prozess gegen die 21 Hauptkriegsverbrecher beginnen sollte...

Gudrun und Marga Himmler stiegen aus.

Gudrun Himmler wurde sofort von ihrer Mutter getrennt. Ein rothaariger amerikanischer Mastersergeant führte das blasse Mädchen mit den dünnen blonden Zöpfen in eine Zelle und sagte ganz nebenbei: «Ausziehen.»

«Ausziehen... hier?»

«Zieh dich aus. Wir haben nicht so viel Zeit.»

«Bitte, gehen Sie hinaus, und machen Sie die Türe zu», forderte Gudrun Himmler ihn auf.

Aber die Tür blieb geöffnet. Für Schamgefühl war im Gefängnis von Nürnberg kein Platz. Die Wachmannschaften hatten den strengen Befehl, die Gefangenen nicht aus den Augen zu lassen,

also liessen sie sie auch nicht aus den Augen. Jede Möglichkeit eines Selbstmordes sollte ausgeschlossen sein.

Der rothaarige Mastersergeant sah zu, wie Gudrun Himmler alle spitzen Gegenstände abgenommen wurden, wie man ihr die Schnürsenkel aus den Schuhen entfernte und das Gummiband aus dem Höschen zog...

Die Vorsicht war berechtigt, aber sie konnte trotzdem nicht alles verhindern. Der frühere Reichsgesundheitsführer Dr. Conti riss sich von seinen Wachen los und stürzte sich in den Treppenschacht. Er war sofort tot. Und Robert Ley knüpfte aus dem Reissverschluss seiner Armeejacke eine Schlinge und erhängte sich am Klosetthebel in seiner Zelle.

Gudrun Himmler durfte sich wieder anziehen. Der Mastersergeant übergab sie einem baumlangen Militärpolizisten. Alle MP-Soldaten im Nürnberger Justizpalast waren baumlang, trugen weisse Handschuhe und weisse Gummiknäppel, die wie Marschallstäbe aussahen.

Sie stiegen drei Treppen hoch, dann bogen sie in einen langen, breiten Gang ein. Neonröhren tauchten ihn in ein weisses, fahles Licht. Die Zellen zu beiden Seiten glichen den Schaltern eines Postamts. Statt der sonst in Gefängnissen üblichen Gucklöcher hatten sie nämlich Klappfenster, die alle geöffnet waren. Darüber standen in grossen Buchstaben die Namen: Rudolf Hess, Joachim von Ribbentrop, Julius Streicher, Ernst Kaltenbrunner – alles andere als Postbeamte...

Vor dem ersten Schalter blieb Gudrun Himmler betroffen stehen. Hinter der Klappluke tauchte der Kopf Görings auf, merkwürdig kahl und alt wirkend. Gudrun starrte ihn an. Göring überlegte einen Moment, dann lachte er ein bisschen. Er hatte das kleine Mädchen offenbar erkannt.

Sie wollte winken. Aber der MP-Mann schob sie weiter. «Go on», sagte er.

Bald schloss sich auch hinter ihr eine Zellentüre. Mit Klapp-

fenster und Wasserklosett. Sie blieb in dieser ersten Nacht allein. Verlassen allerdings war sie nicht. Denn mindestens alle halbe Stunde tauchte in der Luke ein weisser Helm auf, und die Augen eines MP-Mannes stellten fest, ob bei der Tochter Heinrich Himmlers alles in Ordnung sei. Zuerst waren es blaue Augen, dann dunkelbraune, dann grüne. Die Wachen lösten sich häufig ab.

Die Nacht unter der Neonröhre an der Decke verging langsam.

Gudrun Himmler konnte nicht schlafen. Die einzige Lektüre, die sie zur Verfügung hatte, war die von Major Elmer W. Fox unterschriebene «Hausordnung für Gefangene».

«Es ist den Internierten verboten, miteinander zu sprechen. Sie dürfen keinesfalls versuchen, miteinander oder mit anderen Personen in Verbindung zu treten...»

«Kein Internierter soll versuchen, zu entfliehen. Im Falle eines Fluchtversuchs werden sie niedergeschlagen oder niedergeschossen werden. Es ist ihre Schuld, wenn sie dabei verwundet werden...»

«Die Internierten können einmal wöchentlich ein Brausebad nehmen...»

«Jeder Internierte erhält auf Wunsch eine Bibel...»

«Die Internierten werden täglich spazieren geführt. Es ist ihnen verboten, sich auf mehr als 10 Meter Abstand einem anderen Gefangenen zu nähern...»

«Da der Austausch eines militärischen Grusses zwischen Gefangenen und Angehörigen der Alliierten Mächte untersagt ist, wird im Verkehr zwischen Internierten und alliierten Offizieren die allgemein übliche Grussform der Verbeugung als ein geeigneter Ersatz angesehen...»

Am nächsten Tag wurde Gudrun Himmler zusammen mit ihrer Mutter in eine Doppelzelle gelegt, mit zwei Pritschen und zwei Wasserklosetts. Sorgfältig pinselte ein Amerikaner draussen den Namen Himmler über die Luke.

Weiter geschah nichts. Gemäss der Hausordnung wurden sie täglich über eine lange Wendeltreppe zum Spaziergang in den Gefangenenhof geführt. Ein einziges MdI holten die Wachen Gudrun Himmler zum Verhör. Sie musste wie alle anderen eine Eidesformel nachsprechen. Und wie bei allen anderen wurde ihre Aussage auf Tonband aufgenommen. Jedoch war das Verhör kurz und unergiebig. Das Mädchen konnte nichts über Konzentrationslager, Judenverfolgung, SS und Gestapo aussagen. Sie konnte mit keinen Enthüllungen dienen. Sie konnte nur Herrn Himmler zu Hause schildern.

«Wie oft hast du Hitler gesehen?» fragte der Gerichtsoffizier schliesslich.

«Ich weiss es nicht mehr genau.»

«Hast du Geschenke von ihm bekommen?»

«Ja», antwortete Gudrun Himmler. «Am 24. Dezember bin ich mit meinem Vater zu ihm ins Braune Haus nach München gefahren und habe ihm frohe Weihnachten gewünscht.»

«Na, und?»

«Als ich noch ganz klein war, hab ich Puppen von ihm bekommen. Später dann immer eine Pralinenschachtel.»

Weihnachten 1945 sah ganz anders aus. Es waren armselige und traurige Weihnachten für alle, für die Deutschen in Freiheit genauso wie für die Deutschen in Lagern und Gefängnissen. Drinnen und draussen hatten sie nichts zu essen, nichts anzuziehen und nichts zu lachen.

Gudrun Himmler war mit ihrer Mutter in den sogenannten Zeugenflügel des Nürnberger Gefängnisses umgezogen. Die Vorschriften im Zeugenflügel waren etwas gelockerter. Tagsüber konnten sich die weiblichen Insassen sogar gegenseitig besuchen. Es waren in der Hauptsache Sekretärinnen – lauter «rechte Hände» von Hitler, Hess, Ribbentrop, Ley, Frank und ähnlicher brauner Prominenz. Sie warteten darauf, in dem Prozess gegen

die 21 Hauptangeklagten, der am 20. November begonnen hatte, in den Zeugenstand gerufen zu werden.

Warum die fünfzehnjährige Gudrun hier sass, wusste niemand. Sie genoss ein paar Privilegien. Beispielsweise durfte sie gelegentlich in der Turnhalle turnen. Sie konnte aus der Bibliothek Bücher entleihen. Sie erhielt Schulhefte, Farbstifte, Silberpapier. Schliesslich musste sie irgendwie beschäftigt werden.

Während in dem Gefängnis ein stetes Kommen und Gehen herrschte – die einen Gefangenen standen schon vor dem Militärtribunal, die andern wurden noch zu den Verhören geholt, die dritten trafen gerade erst ein –, schnitt die Tochter Heinrich Himmlers aus Silberpapier kleine Schneemänner aus, klebte Weihnachtssterne darauf und warf sie in den Gefängnisbriefkasten. Und tatsächlich fanden diese kleinen Schneemänner aus Silberpapier den Weg in die Zellen...

Manche Gefangene bedankten sich später dafür.

«Mitkommen», hiess es am 6. Januar 1946 plötzlich wieder bei den Himmlers.

«Wohin?»

Der Militärpolizist grinste. Er wusste es wohl auch nicht. Er händigte den beiden ihre Schnürsenkel, Haarnadeln und Gummibänder aus und liess sie eine Bestätigung darüber unterschreiben.

«Good bye», sagte er und grinste. Grinsen war immer gut.

Die nächste Station war das Internierungslager Hersbruck. Die übernächste das Internierungslager Ludwigsburg. Gudrun und Marga Himmler gewöhnten sich allmählich an diese Art von Leben. Sie wussten inzwischen, dass es für sie besser war, hinter Stacheldraht zu leben, als mit dem Namen Himmler hinauszugehen unter die Menschen...

Sie hatten jeden Kontakt mit der Umwelt verloren, jede Verbindung zu ihren früheren Bekannten. Sie erhielten nie einen Brief. Nie ein Paket. Und natürlich auch nie Besuch.

Im 77. Internierungslager von Ludwigsburg musste man sich allerdings nicht langweilen.

«Wir konnten Englisch lernen, Säuglingspflege, Stenographie oder Handarbeit», erinnert sich Gudrun Himmler. «Es gab ein Kabarett, Vorträge über Blumenzucht und Geschichte und Zeichenunterricht. Ich habe es damals mit der Buchbinderei versucht...»

Sie war noch immer blass und mager und trug Zöpfe. Man hielt sie für zwölf, aber sie war jetzt schon sechzehn. Während eines Vortrags über den jungen Goethe fiel sie ohnmächtig vom Stuhl. Als sie nach sechs Stunden wieder aufwachte, lag sie im Krankenhaus. Sie wurde zwar nach ein paar Tagen entlassen, aber der Arzt telefonierte mit der Lagerleitung: «Das Mädchen hat zwanzig Pfund Untergewicht. So ein Schwächeanfall kann jeden Tag wiederkommen...»

Von diesem Telefongespräch an erhielt Gudrun Himmler Zusatzverpflegung. Aber die Schwächeanfälle kamen trotzdem immer wieder.

Im November 1946 wurde Frau Marga Himmler zur Lagerleitung bestellt.

«Sie können jetzt entlassen werden», eröffnete ihr der Lagerleiter. «Wohin soll der Entlassungsschein ausgestellt werden?»

«Ich weiss es nicht», antwortete die Witwe des einst so mächtigen Reichsführers.

«Haben Sie denn keine Verwandten, Bekannten oder Freunde, bei denen Sie vorübergehend unterkommen können?»

«Nein», sagte Marga Himmler.

«Haben Sie Geld?»

«Keinen Pfennig.»

«Auch keinen Schmuck?» fragte der Lagerleiter.

«Auch nicht.»

Der Chef des Internierungslagers Ludwigsburg schüttelte den Kopf. «Dann gehen Sie am besten zurück in Ihre Baracke. Ich kann Sie nicht einfach mit Ihrer Tochter auf die Strasse stellen...»

Aber behalten konnte er die beiden auch nicht. Schliesslich war sein Lager kein Obdachlosen asyl. Er atmete deshalb erleichtert auf, als er eine Woche später den Entlassungsschein nach Bethel bei Bielefeld ausstellen konnte.

Die protestantische Heil- und Pflegekolonie Bethel wurde vor hundert Jahren von Pastor Bodelschwingh gegründet. Im Lauf der Jahre wuchs es zu einer Stadt heran – nach dem Wunsch seines Gründers zu einer Stadt für «körperlich und geistig Hilfsbedürftige». 2'500 Epileptiker, 800 Geisteskranke, gefallene Mädchen, Asoziale und Obdachlose lebten dort, als Gudrun Himmler und ihre Mutter im Haus Damaskus zwei kleine Zimmer bezogen.

«Wir wurden gepflegt und hatten ein Dach über dem Kopf», sagt Gudrun Himmler heute. «Das war im November 1946 zweifellos für uns ein Glücksfall. Wer sonst hätte uns aufgenommen?»

Inmitten der körperlich und geistig Hilfsbedürftigen weigerte sich die Sechzehnjährige konstant, dem evangelischen Glauben beizutreten. Sie ging sonntags nicht in die Kirche und blieb bei den Mittags- und Abendgebeten stumm. «Ich will bleiben, wie mein Vater war», sagte sie stur zu den Pastoren und Schwestern, die sich um ihre Bekehrung bemühten.

In der Frömmigkeit von Bethel blieb Gudrun Himmler eine Aussenseiterin. Sie lernte spinnen und weben. Aber sie lernte es nicht sich anzupassen. Sie fand keine einzige Freundin. Sie war

fast noch ein Kind, ein einsames, aufsässiges, unbeliebtes Mädchen, das nicht betete, das keiner weinen und keiner lachen sah.

Im Herbst 1947 fuhr sie nach Bielefeld und stellte bei der Meisterschule des gestaltenden Handwerks einen Aufnahmeantrag.

«Wie heissen Sie?»

«Gudrun Himmler.»

«Beruf des Vaters?»

«Mein Vater war der Reichsführer SS...»

Der Antrag wurde umgehend abgelehnt. Dass sie sich dann doch noch in das Herbstsemester einschreiben konnte, verdankte sie dem SPD-Vorsitzenden von Bielefeld. Der empfing sie in seinem Büro zu einer kurzen Unterredung.

«Sie sind die Tochter Himmlers?»

«Ja.»

«Dafür können Sie nichts...»

«Mein Antrag wurde aber deswegen abgelehnt.»

«Ich Sorge dafür, dass Sie trotzdem in unsere Schule kommen, in unserem neuen Staat gibt es nämlich keine Sippenhaftung mehr.»

«Danke», sagte Gudrun. Und der Herr, der ihr so den ersten Unterricht in praktischer Demokratie gab, hielt Wort.

Bis zur Währungsreform besuchte sie die Textilklassse der Meisterschule. Danach musste sie aufgeben, weil sie das Schulgeld nicht mehr bezahlen konnte. Ihr Antrag auf ein Stipendium wurde mit der Begründung abgelehnt, dass es dem Steuerzahler nicht zuzumuten sei, der Tochter Heinrich Himmlers ein Studium zu finanzieren.

So wurde sie Lehrling bei einer Schneiderin. 1951 bestand sie die Gesellenprüfung. Im selben Jahr erhielt sie ihren Entnazifizierungsbescheid: «Sie können die Verbrechen Ihres Vaters nicht sühnen, aber Sie haben die Verpflichtung, würdig eines deutschen Staatsbürgers zu leben und anständig durch das Leben zu gehen...»

Ein Jahr später trennte sie sich von ihrer Mutter. Sie packte ihren Koffer in Bethel und fuhr nach München. Sie war jetzt zweiundzwanzig, und endlich sah man ihr das auch an. Sie fing an, ins Kino und Theater zu gehen. Sie hatte in Bielefeld nicht bloss schneidern, sondern auch tanzen gelernt.

«Ich bin ein bisschen aufgewacht», sagt Gudrun Himmler über die Jahre in Bielefeld.

«Haben Sie dort auch mal einen jungen Mann kennengelernt?»

«Ja... natürlich.»

«Der Name Himmler störte dabei nicht?» fragen wir.

«Nein.»

Der Name Himmler begann erst wieder in München zu stören, als sie Arbeit suchte.

In der Kleiderfabrik, in der sie sich vorstellte, trat sofort der Betriebsrat zusammen. Die Abstimmung fiel gegen Fräulein Himmler aus – so musste auch das Personalbüro ablehnen.

Dann war sie mit der Chefin eines Modehauses schon so viel wie einig, als diese plötzlich fragte: «Nicht wahr, liebes Kind, Sie haben doch nichts mit diesem schrecklichen Himmler zu tun?»

«Ich bin seine Tochter», sagte Gudrun und verlor damit auch diese Stellung.

«Wenn Sie einen anderen Namen annehmen, können Sie morgen bei mir anfangen», sagte ein Schneidermeister zu ihr.

«Nein, danke.»

«Dann heiraten Sie doch pro forma», schlug er vor.

«Nein, danke.»

«Dann tut es mir leid. Ich muss schliesslich auf meine Kundinnen Rücksicht nehmen.»

Endlich klappte es dann doch mit einer Anstellung als Zu-

schneiderin und einem eigenen Zimmer. Und schliesslich auch mit einer Englandreise.

«Ich habe dort viele Faschisten kennengelernt», sagt Gudrun Himmler über diese Reise.

Zum Beispiel einen gewissen Mister Sidney Proud, der sie und Adolf von Ribbentrop, den Sohn des in Nürnberg gehenkten Reichsaussernministers, in sein Haus einlud und ihnen stolz die Hitlerbilder über seinem Kamin zeigte. Er schenkte Sekt aus und sang das Horst-Wessel-Lied vor. Und ausserdem hatte er auch noch einen Fotografen bestellt.

Die Bilder von der Party bei Mister Proud erschienen in den Zeitungen der ganzen Welt und hatten zweierlei Folgen: Für Mister Proud, der hauptberuflich Reisen nach Franco-Spanien arrangierte, waren sie billige Reklame. Für Gudrun Himmler und Adolf von Ribbentrop waren sie peinliche Souvenirs. Denn überall regte man sich über die unverbesserlichen Nazi-Kinder auf...

Ihre erste Stellung nach der Englandreise verlor Gudrun mit einem grossen Krach, noch ehe sie sie richtig angetreten hatte.

Sie fing pünktlich eines Montags um acht Uhr im Büro eines Fremdenheims am Tegernsee zu arbeiten an.

Um elf Uhr vormittags traf, wie bereits angemeldet, Dr. Goldmann aus Frankfurt ein. Er wollte drei Wochen bleiben. Gudrun Himmler handigte ihm den Schlüssel für Zimmer Nummer sieben aus.

Dr. Goldmann war weisshaarig, ein Siebziger. Nach dem Mittagessen führte er zwei Ferngespräche. Gudrun Himmler stellte die Verbindung her. «Einen Moment bitte, ich verbinde mit Herrn Dr. Goldmann...»

Bis um vier Uhr nachmittags ging alles gut zwischen Gudrun Himmler und dem weisshaarigen Dr. Goldmann. Dann aber erfuhr er von irgendjemandem, wer das Mädchen im Büro unten war.

Gudrun hörte ihn im Treppenhaus toben: «Meine Frau ist in Auschwitz umgebracht worden. Soll ich mich bei Fräulein Himmler dafür bedanken?»

Zwei Stunden später stand die Tochter Heinrich Himmlers am Bahnhof von Gmund und wartete auf den nächsten Zug nach München. Sie war wieder ohne Arbeit. Sie musste wieder von vorne beginnen, sich vorstellen, ihren Namen sagen, den Namen ihres Vaters...

Sie wurde Zuschneiderin, Akkordarbeiterin, Bürohilfe und schliesslich Sekretärin. Sie wechselte die Stellungen, die Untermietzimmer, sie wechselte ihre Frisur, sie änderte mit der Zeit ihr Wesen – nur eines änderte sich nicht:

Wo immer sie sich vorstellt, wo immer sie auftaucht, kommt mit tödlicher Sicherheit die Frage: «Himmler? Aber Sie sind doch nicht etwa verwandt mit...?»

Eine verbitterte Tochter und das Prinzip des Nicht-Sehen- Wollens

Angenommen, mein Vater wäre einer dieser Täter gewesen, und ich hätte eines Tages erfahren, was er getan hat. Auf einmal hätte ich gewusst, dass mein Vater ein Verbrecher, ein Mörder ist. Und es spielt eigentlich keine Rolle, ob er die tödlichen Befehle am Schreibtisch gab oder ob er selbst mordete.

Ich hätte die gleichen Bilder von ihm im Kopf, wie ich sie heute auch habe. Die guten Bilder sozusagen, von denen es genügend gibt. Wie er mit seinen Söhnen mittags Tip-Kick spielte, am Boden liegend vor dem grünen Plastikspielfeld. Er war besonders stolz darauf, mit dem kleinen eisernen Fussballer eine spezielle Technik entwickelt zu haben, den Spezialschuss, wie er ihn nannte.

Ich würde mich genauso daran erinnern, dass er immer da war, wenn irgendwo ein Problem auftrat. Dass er immer Zeit für uns hatte. Ob wir zum Fischen gingen (und nie auch nur einen einzigen Fisch mit nach Hause brachten) oder Karten spielten (er drängte früh darauf, dass mit richtigem Geld gespielt wird, weil alles andere nichts taugt). Er nahm uns oft mit zum Bahnhof, wenn er abends bei der angrenzenden Post noch ein Manuskript aufzugeben hatte. Wir assen immer an einem Stand Leberkäse,

und noch heute habe ich jedes Mal, wenn ich einen Bahnhof betrete, diesen Geschmack im Mund.

Es gibt viele solcher Erinnerungen. Ich erinnere mich noch genau, als ich zum ersten Mal als Praktikant in der Redaktion der *Süddeutschen Zeitung* auftauchte, dieser Zeitung also, in der mein Vater viele Jahre zuvor gearbeitet hatte. Ich kam in das Zimmer des damaligen Polizeireporters. Er sah mich und meinte augenblicklich: «Sie müssen mit dem alten Lebert verwandt sein, Sie haben das gleiche Lächeln wie er.» Es war merkwürdig, das zu hören. Ich dachte mir, anscheinend sind die Bande zwischen ihm und mir doch stärker, als ich angenommen hatte. Wenn einen schon Fremde auf die Ähnlichkeit ansprechen! Hat das Gefühl, Sohn zu sein, möglicherweise mit der Frage zu tun: Welchen Anteil in mir macht der Vater aus, und was bin ich ganz alleine, nur ich?

Ich könnte es mir einfach machen und sagen: So wie mein Vater war, mit all seinen Eigenschaften, wäre er nie ein Täter geworden. Aber ist das nicht genau der Gedanke, den so viele Deutsche nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gelebt haben? Nach dem Motto: Ich kenne doch meinen Vater, den Bruder, den Freund, den Ehemann, die würden so etwas nie tun. Die haben nichts gewusst, die können nichts gewusst haben. Und wenn sie es gewusst haben, sind sie verführt worden, von den Teufeln, den paar wenigen. Nein, wir waren kein Land der Täter. Schaut uns doch ins Gesicht: Wir sind doch auch Menschen, – wir waren doch auch Opfer.

Simon Wiesenthal sagt, es sei ein grosser dramatischer Fehler, wenn man davon ausgehe, zu etwas Bösem seien nur böse Menschen fähig. Eines der wesentlichen Merkmale vieler führender

Nationalsozialisten, sagt Wiesenthal, war, dass sie zu Hause ganz reizende Menschen waren. «Es waren dieselben Menschen, die morgens liebevoll ihre Kinder geküsst und ein paar Stunden später ein paar Juden vergast oder totgeschlagen haben.» Diese Erkenntnis, meint Wiesenthal, sei schrecklich und ungeheuer wichtig zugleich, «denn nur wer das begriffen hat, weiss, dass das Böse in den meisten der Menschen schlummert und beinahe jederzeit herausbrechen kann. Soll bloss keiner sagen, so eine grauenvolle Diktatur ist heute nicht mehr möglich. Das ist doch die wahre Lehre aus dem Horror des Nationalsozialismus: Du musst es dauernd bekämpfen, das Böse, damit es nicht hervorkommt.»

Mein Vater war ganz nahe dran gewesen, an einer Täter-Biografie. Er erzählte oft, wie er, ein begeisterter Hitlerjunge, Fähnchen in die Weltkarte steckte, in die vielen Länder, die Hitler zu Anfang des Krieges erfolgreich überfallen hatte. Für ihn war der Zusammenbruch Nazi-Deutschlands eine Katastrophe, er erlebte den Einzug der Alliierten nicht als Befreiung, sondern als grosse Niederlage. Er erzählte, wie er die Menschen verachtete, die an den Strassen standen und den Amerikanern zuwinkten. Verräter waren das für ihn.

Als der Krieg beendet wurde, war mein Vater 15, und man muss ihm zugutehalten, dass er noch ein Junge war. So hat er es selbst auch gesehen: «Ich hatte das Glück, nicht älter gewesen zu sein, dies hat mich vor Furchtbarem bewahrt.» Er meinte damit nicht nur den Krieg, der ihm erspart geblieben ist, sondern vor allem die Möglichkeit, ein führender Nazi geworden zu sein, mit all den Konsequenzen, was dies bedeutet hätte. «Mein Gott, was wäre ich für ein Mensch geworden, wenn die Deutschen den Krieg nicht verloren hätten.» Vielleicht ein Gauleiter mit Namen

Norbert Lebert, irgendwo im grossen nationalsozialistischen Reich. Für ihn stand fest: «Bei meiner bedingungslosen Begeisterung damals gibt es keinen Grund anzunehmen, dass es anders gekommen wäre.»

Bis zu seinem Tod hat ihn diese Erkenntnis geprägt und geplagt: Man kann sich selbst nicht trauen, man ist zu allem Möglichen, auch dem Schlimmen fähig, wenn die äusseren Umstände es einfordern. Wobei seine lebenslange Erschütterung nicht damit zusammenhing, dass er sich etwa für einen Verführten hielt. Er wusste eines: dass man sich davor hüten sollte, den eigenen Moralkodex für etwas Allgemeingültiges zu halten.

Als er endlich begriffen hatte, als er die Bilder aus den Konzentrationslagern sah, die Leichenberge, die ausgemergelten Gesichter verhungerner Häftlinge, reagierte er auf eine Weise, die man durchaus als ein wenig stellvertretend für eine grosse Anzahl der Deutschen ansehen könnte. Er beschloss, bis auf weiteres sich von jeglicher Politik, auch jeglicher Vergangenheitsbewältigung, fernzuhalten, sich stattdessen voll dem Privatleben und der persönlichen Karriere zu widmen. Anders ausgedrückt: Vergnügen und Geld waren angesagt, auf keinen Fall der Blick zurück. Ein Muster, das sicher typisch und prägend für die 50er Jahre der Bundesrepublik Deutschland war.

Wenn er ein Täter gewesen wäre! Ich denke, ich hoffe, ich hätte die Kraft gehabt, mit ihm zu brechen. In welcher Form auch immer. Sicher bin ich mir nicht. Ich ahne, was da in einem zurückbleibt, welche Bilder da miteinander konkurrieren. Welche Last auf jeden Fall bleiben wird. Wie fühlt man sich eigentlich, wenn man auf die grosse Ähnlichkeit mit dem Vater angesprochen wird, wenn dieser ein Massenmörder war?

Ich stelle mir den emotionalen Grundkonflikt ein bisschen so

vor, wie ihn der Film *Der dritte Mann* zeigt. Da kommt ein amerikanischer Schriftsteller ins zerstörte Nachkriegs-Wien und will seinen alten Freund Harry Lime besuchen. Er erfährt, dass sein Freund ein brutaler Verbrecher ist, der lebenswichtige Medikamente wie Penicillin streckt und verunreinigt, um grössere Mengen absetzen zu können. Die Polizei führt in einer grandiosen Szene den Schriftsteller an das Krankenbett vieler betroffener Kinder. Der Zuschauer sieht nur das entsetzte Gesicht des Amerikaners, man sieht keine Kinder, nur ein paar Stofftiere. Da ist also der alte Freund, da sind seine Taten. Der Schluss dieses weltberühmten Films ist bekannt: Schweren Herzens spielt er den Spitzel für die Polizei und erschießt Harry Lime in den Katakomben von Wien.

Klar ist, dass man die Untaten eines Heinrich Himmler niemals mit den verbrecherischen Geschäften eines Harry Lime vergleichen kann. Es geht hier ausschliesslich um den emotionalen Konflikt, von dem man seltsamerweise in all den Jahrzehnten so wenig gehört hat. In einem Land der Täter müsste er doch bestimmt gewesen sein, nach dem Krieg, nach den abschliessenden Erkenntnissen, was die Nazis angerichtet hatten. Sicher gab es den kollektiven Aufschrei der 68er: «Was habt ihr damals gemacht?» Aber es blieb eine Sache der Demonstranten, der Schrei einzelner Studenten. Die meisten deutschen Familien hat dieser Schrei nicht erreicht, ja nicht einmal eine leise, vorsichtig gestellte Frage. Es war offensichtlich kein Thema.

Dan Bar-On schrieb in seinem Buch *Die Last des Schweigens*: «...als Teil meiner Untersuchung forsche ich nach «Beichtsituationen» von Nazi-Tätern: Sind die Täter zu Priestern (oder Ärzten und Psychologen) gekommen, um Verbrechen zu bekennen, an

denen sie während des Krieges beteiligt waren? Bei meinen beiden ersten Aufenthalten in Deutschland hatte ich Kontakt zu etwa 80 Priestern, Ärzten, Psychologen und Psychiatern, aber keiner konnte von einer solchen Beichte berichten. Ein Psychiater und ein Arzt hatten lediglich von Kollegen gehört, die so etwas erlebt hatten.» Eine Anmerkung: Die Recherchen von Dan Bar-On fanden Mitte der 80er Jahre statt.

In den 60er Jahren stellte das Heidelberger Psychologenehepaar Alexander und Margarete Mitscherlich über die psychische Gesundheit der Deutschen fest: «Erstaunlicherweise kam es keineswegs zu einer massenhaften Vermehrung von Versagenszuständen, die bis zur klinisch fassbaren Krankheit geführt hätten. Aus den Aufzeichnungen von über rund 4'000 Patienten geht hervor, dass sich nur extrem wenige Anhaltspunkte für den Zusammenhang ihrer gegenwärtigen Symptome mit Erlebnissen der Nazi-Zeit fanden. Deklarierte Nazis erschienen so gut wie nie.»

Der Freiburger Psychoanalytiker Tilmann Moser zieht Ende der 90er Jahre ein ähnliches Fazit: «Es scheint so, dass wir uns damit abfinden müssen, dass die Täter und Mitläufer keinen Zugang zu Scham und Schuld gefunden haben, aus welchen Gründen auch immer: Abspaltung, Trotz, Derealisierung, kollektive Abwehr oder anthropologische Grenzen bei der Herstellung von Identität und Kontinuität des Gewissens.»

Sein Münchner Kollege Wolfgang Schmidbauer kommt nach zahllosen Studien zu der «zutiefst ungerechten» Erkenntnis, dass es für den KZ-Mörder, der viele Menschen grausam getötet hat, oder für den KZ-Unternehmer, der vom Tod vieler tausender hilfloser Arbeiter profitiert hat, viel leichter ist, Schuld zu verleugnen, Skrupel zu verdrängen, ein normales Familienleben zu füh-

ren und ein von seinen Kindern geachteter Vater zu sein als für die Opfer, die meist unter schwersten Schuldgefühlen leiden, weil sie überlebt haben. Man muss es so sagen, bilanziert Schmidbauer: Die Täter hatten nur mit ihrer Furcht zu tun, ertappt und verurteilt zu werden. Aus psychologischer Sicht sei das so zu verstehen: Der Täter verwirklichte sich in seiner Tat; das Opfer wurde in allem, was es verwirklichen wollte und will, durch diese Tat gestört. Anders, zynischer ausgedrückt: Quälen hat deutlich weniger Nebenwirkungen als gequält zu werden.

Bei Überlebenden des Holocaust sei oft eine enorme Unruhe und ein Hang zur übermässigen Arbeit beobachtet worden, sagt Schmidbauer. Beide Eigenschaften hätten eines gemeinsam: Man sei immer in Bewegung, bloss nicht stillstehen und nachdenken, wer man ist, das hält man nämlich nicht aus. Und genau aus diesem Grund haben so viele KZ-Opfer eine höchst problematische Beziehung zu ihren Kindern, «weil», sagt Schmidbauer, «man bei Kindern stillstehen muss, man muss sich ihnen widmen. Man muss deutlich machen, wer man ist. Und das können viele mit dieser Vergangenheit nicht.» Und die Täter? Sind keine Probleme bekannt, sagt er, «die allermeisten sind anscheinend mit sich im Reinen.»

Wolfgang Schmidbauer hat in seinem 1998 erschienenen Buch *Ich wusste nie, was mit Vater ist – das Trauma des Krieges* auch für die unterschiedlichen Auswirkungen auf die Nachfolgeneration ein verallgemeinerndes Bild gesucht: «Wenn eine vielleicht 1959 geborene Besucherin der Gedenkstätten von Auschwitz oder Buchenwald Tränen vergiesst und nachts vor Alpträumen nicht schlafen kann, ist sie wahrscheinlich die Tochter von Opfern. Und wenn die Frau neben ihr die Szene mit touristischem

Interesse betrachtet und schliesslich einige wohlerzogene Sätze von sich gibt, wie schrecklich, einzigartig und im vereinten Europa unwiederholbar der Holocaust gewesen sei, dann ist sie vielleicht die Tochter oder Enkelin von Tätern.»

Kein Zugang zu Scham und Schuld: Vielleicht ist das eine Formel, mit der die 50er Jahre im Nachkriegsdeutschland ganz gut zu beschreiben sind. Man arbeitete am Wiederaufbau, man vergnügte sich, man genoss nach langen dunklen Jahren das Leben. Viele Menschen erzählen, wie überrascht sie gewesen sind, dass es so schnell wieder aufwärts gegangen ist, «das hätten wir nie gedacht».

Mein Vater hat sein Leben in den 50er Jahren als eine Art Rausch beschrieben: Die Lust zu leben war so gross, alles wollte man aufsaugen, bloss sich nicht mit irgendwelchen schweren Dingen belasten. Eine rein egoistische Haltung und, genau betrachtet, auch verständlich. Wahrscheinlich hätte ich ähnlich funktioniert.

Verständlich ist auch der Blick des Staranwalts Alan Dershowitz auf diese Zeit. Er, ein amerikanischer Jude Jahrgang 1932, sass im April des Jahres 2000 bei einer Veranstaltung auf einem Podium in Berlin, der neuen deutschen Hauptstadt, und sagte, er erinnere sich gut, wie befremdet er damals auf das erblühende Leben in Deutschland geblickt habe, «vom schlechten Gewissen in irgendwelcher Form war nichts, gar nichts zu spüren». Irgendwie hätte er, Dershowitz, schon erwartet, dass die Lichter in diesem Land für einige Jahre dunkel bleiben würden, im übertragenen Sinn gemeint. Stattdessen kam es ihm so vor, als würden sie schon «nach fünf Minuten wieder in voller Strahlkraft leuchten».

Natürlich gab es Willy Brandts Kniefall in Warschau, diese

grosse, von vielen Konservativen übrigens stark angefeindete Geste. Sie blieb eine herausragende Ausnahme. Es gab unendlich viele offizielle Bekundungen der eigenen Schuld, von jeder deutschen Bundesregierung, beinahe von jeder wichtigen Institution. Man mag gar nicht bezweifeln, dass das meiste davon auch ehrlich gemeint war, festzuhalten bleibt jedoch trotzdem, dass derartige Unschuldsbeteuerungen eine Art Pflichtprogramm waren, notgedrungen absolviert angesichts der ausgeprägten internationalen Kontrolle, unter der sich Deutschland in all den Jahren befand. Nach aussen hin wurde das Gesicht gewahrt. Im Land drinnen machten allen Schuldbeteuerungen zum Trotz die alten Kameraden neue Karrieren. Nur ein einziges Beispiel: Fast der gesamte Führungsstab des Rüstungsministers Albert Speer stürmte nur kurz nach dem Krieg erneut wichtige Schaltzentralen der Macht. Der Historiker Ulrich Herbert hat in seiner preisgekrönten Biographie *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989* ausführlich und eindrucksvoll den Wiederaufstieg hoher Nazi-Funktionäre in die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft beschrieben.

Es gab natürlich intellektuelle Debatten über Auschwitz und seine ewigen Folgen. Die Historiker überschwemmten die Öffentlichkeit mit Forschungsarbeiten über das Ausmass des Nazi-Horrors. Es gibt kaum ein Dorf, zumindest in der alten Bundesrepublik, wo die Geschichte nicht durchleuchtet wurde. Einerseits. Andererseits scheint diese Aufarbeitungsdynamik eine Sache der Spezialisten geblieben zu sein. Die breite Öffentlichkeit ist davon nicht erreicht worden. Es ist wohl durchaus symptomatisch, wenn Marcel Reich-Ranicki in seiner Autobiographie *Mein Leben* er-

zählt, dass der erste Mensch, der ihn im Post-Nazi-Deutschland nach seinen Erlebnissen im KZ gefragt habe, eine Journalistin war, spät in den 60er Jahren. Sie hiess Ulrike Meinhof, die spätere Terroristin.

Der Münchner Psychologe Louis Lewitan spricht von einer Verschwörung des Schweigens, an der sich weite Teile der Bevölkerung beteiligt haben. Man redet nicht davon, man fragt nicht. Und wenn man so will, ist diese Rechnung aufgegangen. Das Prinzip des Verdrängens, des Verleugnens, des Nicht-Wissen-Wollens hat funktioniert. Deutschland ist ein blühendes Land geworden, die Deutschen scheinen, pauschal betrachtet, psychisch nicht kränker zu sein als die Menschen anderswo.

Und vielleicht ist es in erster Linie auch eine Mischung aus Wunsch und Überzeugung, was die Psychologen weiter nach den Spätfolgen dieser versäumten Art von Vergangenheitsbewältigung forschen lässt. So hat Tilmann Moser eine «Scheinheilung» dieser Generation ausgemacht, die dazu führen werde, dass den Nachgeborenen «ganze Container voller Probleme» aufgeladen werden. Der Münchner Kollege Schmidbauer ist da skeptischer, weil er überhaupt den Abschied des Prinzips des «schlechten Gewissens» aus der Gesellschaft vermerkt. Man bräuchte sich nur, sagt Schmidbauer, mit Polizisten und Staatsanwälten zu unterhalten, «die sagen dir alle, das gibt es nicht mehr, dass ein Täter aus schlechtem Gewissen gesteht oder etwas Bestimmtes tut. Das ist vorbei. Schuldgefühle fangen erst dann an, wenn man ertappt wird.»

Aber auch Wolfgang Schmidbauer geht so weit, von «gesellschaftlichen Spätfolgen» zu reden. Man wisse aus zahllosen Studien, dass Menschen, die viel verdrängen, oft ängstlich sind, schwerfällig und kaum zu irgendwelchen Veränderungen bereit.

Man könne von einer gewissen Lähmung sprechen. Solche Menschen können nicht gut kommunizieren, ihre Unfähigkeit, Konflikte zu lösen, überträgt sich häufig auf andere. Nun ja, man könnte hinzufügen: denen es unmöglich erscheint, einen Ruck durch ihr Leben gehen zu lassen – um plötzlich mutig und zukunftsfreudig zu werden. Ja, Roman Herzog wäre vielleicht kein schlechter Therapeut geworden. Eine bleierne, erstickte Gesellschaft, auch weil sie noch zu intensiv an der Vergangenheit zu kauen hat? Es ist jedenfalls unglaublich, sagt Schmidbauer, dass allein die Frage, wie sehr das Dritte Reich das Leben in der Bundesrepublik bestimmt hat, immer noch bei vielen ein Tabu ist.

Wolfgang Schmidbauer erzählt von der Beziehung zu seinem eigenen Vater. Er war Soldat im Zweiten Weltkrieg und ist gefallen, als der Sohn noch ganz klein war. Ein vaterloses Leben also. Allein gelassen von der wichtigen Autorität, der zentralen Bezugsperson. Natürlich hat der Analytiker in persönlichen Untersuchungen durchforstet, was das für ihn bedeutet hat. Schmidbauer sagt, seine gelegentlichen Angstzustände, die ihn sein Leben begleiten, haben damit zu tun. Er sei einer, der gerne alles unter Kontrolle hat, und er spüre manchmal die Angst, wenn etwas Unvorhergesehenes passiert. «Wenn ich dann noch gerade im Stress bin», sagt er, «diese Mischung aus Stress und Ohnmacht, dann geht es manchmal los.» Er erzählt ein eher harmlos klingendes Beispiel: Er hatte einer Freundin einmal seine Wohnung für ein paar Tage überlassen und sei einen Tag früher als geplant von einer sehr anstrengenden Dienstreise zurückgekehrt. Die Freundin war gerade nicht da, aber sie hatte, um ihm eine Freude zu machen, alle Fensterrahmen gestrichen. Sie lagen aus-

gehängt am Boden, sie waren noch nicht trocken. «Ich stand da und spürte meine Angst hochkommen. Es war völlig albern, aber da war etwas geschehen, mit dem ich nicht gerechnet habe. Noch dazu in meiner Wohnung. In meiner Höhle, wenn Sie so wollen. Später habe ich über mich gelacht, aber in diesem Moment war es schlimm.»

Eine kleine, winzige Begebenheit, im Vergleich zu den vielen grossen aus dem Schlund der deutschen Geschichte. Wie könnten es die Kinder der ganz grossen Fälle schaffen, mal rein theoretisch gefragt, aus psychologischer Sicht? Das Wichtigste wäre vielleicht, sagt Wolfgang Schmidbauer, sich bewusst zu machen, dass die Bewältigung eines solchen Schicksals eine lebenslange Aufgabe ist. Man müsse es sich vorstellen, wie wenn man einen schweren Klotz in sich trägt. Man muss aufpassen, dass er nicht zu schwer, zu dominant wird. Dieser Klotz, sagt der Psychologe, dürfe immer nur ein Teil des eigenen Lebens bleiben, er dürfe nie die Oberhand gewinnen. Dagegen müsste man andere Dinge des Lebens stellen: eine eigene Familie, Arbeit, eigene Ideen, Hoffnungen. So werde man vielleicht nicht geschluckt von der Last, sagt Schmidbauer. So könne es gehen. Irgendwie so.

Es gibt kleinere und grössere Klötze. Und ganz dicke. Der Vater Himmler wäre so einer gewesen. An dem hätte seine einzige Tochter einiges abzuarbeiten gehabt. Hätte sie damit fertig werden können?

Wer die Fortsetzungsgeschichte der Gudrun Himmler schreiben will, ist auf Spekulationen angewiesen. Es ist wohl tatsächlich so, dass sie nur ein Interview in ihrem Leben gegeben hat, das meinem Vater. Danach hat sie die Luke geschlossen in Richtung Öffentlichkeit, für immer. Auf meine Anfrage hat sie nicht

einmal reagiert, so wie sie auf alle anderen Anfragen auch nicht reagiert hat.

Das Buch über ihren Vater, die grosse Rechtfertigungsschrift, hat sie nie geschrieben, zumindest ist es nie erschienen. Das heisst aber nicht, dass sie sich von ihrem Vater distanziert hat. Nein, dafür existieren keinerlei Hinweise. Ganz im Gegenteil. Es gibt ein paar Fakten, die die verhängnisvolle Richtung ihres Lebens anzeigen. Die Tochter des Reichsführers SS engagiert sich bis heute federführend in einer Vereinigung namens «Stille Hilfe», einer Organisation mit Tradition. Schon kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs hat dieser Verein führenden Nationalsozialisten geholfen, entweder ausser Landes zu kommen oder wieder neu Fuss zu fassen in Deutschland. Heute, recherchierte das Magazin der *Süddeutschen Zeitung*, bestehe die «Stille Hilfe» noch aus gut 20 Mitgliedern, zumeist strammen Alt-Nazis. Bis ins Jahr 1994 hinein war sie gemeinnützig, heute finanziert sie sich aus Spenden von rund 1'000 Gesinnungsgenossen.

Alte, kranke Nazis stehen auf der Liste dieser stillen Organisation. Die werden betreut, umsorgt, «weil der Rest unserer Gesellschaft diese Menschen doch vergessen hat, abgeschoben», wie ein Mitglied sagt. Zu ihrer Klientel gehört zum Beispiel Hermine Ryan, die «Stute von Majdanek». Es ist zu vermuten, dass die Tochter des SS-Führers und die KZ-Stute nach deren Freilassung des Öfteren nett zusammengesessen haben. Vielleicht haben sie Kaffee getrunken und über alte Zeiten geplaudert.

Sicher ist, dass sich Frau Burwitz – so heisst Frau Himmler inzwischen, weil sie einen Gelegenheitsschriftsteller mit diesem Namen geheiratet hat – um einen anderen Alten kümmert, der in

einem Heim im Süden von München lebt. Er heisst Anton Malloth. Frau Burwitz bringt ihm regelmässig Essen, geht mit ihm spazieren. Dieser Herr war SS-Oberscharführer im Gestapo-Gefängnis «Kleine Festung Theresienstadt», also wohl ein guter Vertrauter des Vaters. Er soll an der Tötung von mindestens 700 Häftlingen beteiligt gewesen sein. Er galt als einer «der grausamsten und gefürchtetsten Aufseher in Theresienstadt», heisst es in einem Auslieferungsantrag der tschechischen Staatsanwaltschaft. Malloth wurde Ende Mai 2000 verhaftet und muss sich voraussichtlich einem Gerichtsverfahren in Tschechien stellen.

Sie lebt mit ihrer Familie in einem kleinen Haus im Süden von München. Sie hat Kinder und ist von Beruf Hausfrau. Man muss hinzufügen: mit einem besonderen Hobby, das man wohl Politik nennen kann. Denn sie schätzt nicht nur die alten Weggefährten des Herrn Papa. Nach Berichten von verschiedener Seite tritt sie auch gerne bei Veranstaltungen der Neonazi-Szene auf. Lässt sich feiern. Nur als Tochter oder auch als Frau, die es im Blut hat zu führen? Hat sie auf diese Weise möglicherweise eine Antwort gefunden auf die Frage, wer sie eigentlich ist, was ihre Identität ausmacht, im Schatten des verehrten, übermächtigen Vaters?

Die Kinder der berühmten Nazi-Täter haben sich all die Jahre immer wieder mal gesehen. Wolf-Rüdiger Hess, Martin Bormann, Klaus von Schirach, Edda Göring. Bei Beerdigungen oder auf ein Glas Wein. Gudrun Burwitz, geborene Himmler, erfreut sich keiner grossen Beliebtheit. Verbittert, böse, herrisch sei sie, unfreundlich. «Ich kenne niemanden», sagt einer aus dieser Runde, «der jemals ein gutes Wort über sie gesagt hat.»

Es gibt ein Foto, geschossen im Jahr 1998 von einem Fotogra-

fen der *Bildzeitung*, auf der Strasse vor ihrem Haus. Ein hartes Gesicht, zurückgebundene Haare zu einem Dutt, Stiefel, Perlenkette, ein sportlich gewickelter Schal. Es mag ein bisschen einfach klingen, aber sie könnte auf diesem Bild ohne Weiteres als eine BDM-Führerin von damals durchgehen. Wie wenn sie jemand zurückgebeamt hätte in die verfluchte Vergangenheit.

Das Manuskript von 1960: Edda Göring

«Haben Sie schon gehört, dass die Reichsautobahn gesperrt ist?»

«Nee, wieso denn?»

«Das sollten Sie aber wissen: Edda lernt laufen.»

Das war einmal ein Witz, den man sich in Deutschland erzählte. Ungefähr 1939 oder 1940. Edda Göring war als Baby ein Star. In jedem Schreibwarengeschäft konnten Glanzpostkarten von ihr gekauft werden. Der Tag ihrer Geburt – der 2. Juni 1938 – wurde fast wie ein Nationalfeiertag aufgezogen. Sie kam in einem Prunkbett im Berliner Westsanatorium in der Joachimstalerstrasse auf die Welt. Hitler und die Grossdeutsche Luftwaffe waren ihre Taufpaten.

Das ist zweiundzwanzig Jahre her. Das Baby ist heute eine junge Dame, schlank, blond und hübsch. Sie wohnt mit ihrer Mutter im fünften Stock eines modernen Wohnblocks im Stadtzentrum von München. Sie arbeitet im Labor eines Krankenhauses. Medizinisch-technische Assistentin – das ist ihr neues Berufsziel. Zuerst wollte sie Rechtsanwältin werden. Nach zwei Semestern aber gab sie das Jurastudium auf.

«Es war mir zu trocken», sagt sie.

«Hatten Sie je Schwierigkeiten wegen Ihres Namens?» fragen wir.

«Nein», versichert Edda Göring.

Und bei ihr stimmt das. Sie hat heute eher Vorteile davon, die Tochter Hermann Görings zu sein.

Ein Beispiel ist ihre Spanienreise. Sie war von einem alten Freund ihres Vaters eingeladen worden, der sich nach dem Krieg als wohlhabender Mann in Madrid niedergelassen hatte. Edda wurde in Spanien höchsten Herrschaften vorgestellt. Der Oberbürgermeister von Madrid lud sie ein, der Gouverneur von Granada. Die Regierung stellte ihr sogar ein Auto mit Chauffeur zur Verfügung.

«Möchten Sie Franco sehen?» erkundigte man sich.

Als sie in einem Geschäft eine Sonnenbrille kaufen wollte und der Besitzer zufällig ihren Namen hörte, fragte er in gebrochenem Deutsch: «Sind Sie Tochter – von echtem Göring?»

«Ja.»

«Dann kostet Sonnenbrill nix.»

Das war 1958. In Spanien.

«Und in Deutschland?» fragen wir.

«Wir haben auch hier viele Freunde», sagt Edda Göring.

Fast jedes Jahr fährt sie zu den Festspielen nach Bayreuth. Aber nicht nur die Musik von Richard Wagner hat es ihr angetan, sondern auch ein Sänger.

Im Wohnzimmer hängt ein Bild des jungen Hermann Göring. Zweifellos hat Edda frappierende Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Mit Politik beschäftigt sie sich überhaupt nicht. Ihre Einstellung drückt sie so aus: «Wenn Papi nur nicht Politiker geworden wäre und wir alle zusammen sein könnten. Wenn er zum Beispiel Schokoladenfabrikant wie mein Grossvater gewesen wäre...»

Hermann Göring, den Hitler zu seinem Stellvertreter bestimmt hatte, wurde noch in den letzten Kriegstagen vom «Führer» zum Tode verurteilt. In dem Augenblick, in dem Berlin fiel, sollte er erschossen werden.

Dieser Befehl wurde allerdings nicht mehr ausgeführt. Göring wurde zwar in Berchtesgaden verhaftet und unter SS-Bewachung nach Schloss Mauterndorf verbannt, aber weiter geschah nichts mehr.

In Mauterndorf waren sie noch alle zusammen: Göring, seine Frau, die kleine Edda, ihre Erzieherin, die Köchin, eine Tante, eine Nichte, der Chauffeur. Am 25. April verliessen sie mit grossem Gepäck und mehreren Autos Mauterndorf.

Auf der Strasse nach Zell am See bei dem Dorf Fischborn hielt der Chauffeur plötzlich an. «Herr Reichsmarschall, die Amerikaner», meldete er.

«Ich muss Sie in Gefangenschaft nehmen», sagte der amerikanische Offizier höflich.

Göring wurde nach Zell am See gebracht. Seine Familie durfte die ersten Tage bei ihm bleiben. «Ich habe ein gutes Gefühl», meinte der Reichsmarschall zu seiner Frau.

Aber das Gefühl trog ihn. Sechs Monate später begann in Nürnberg der Prozess gegen 21 Hauptkriegsverbrecher, und Göring war der Angeklagte Nummer eins.

Die Amerikaner setzten im Juni 1945 Emmy Göring, Tochter Edda, Nichte, Tante, Erzieherin und Köchin auf einen Lastwagen und fuhren sie von Zell am See nach Franken – auf die Burg Veltenstein. Das grosse Gepäck schmolz auf wenige Koffer zusammen. Emmy Göring hielt trotz Ischias und sechzehnständiger Fahrt stets eine Hutschachtel auf ihrem Schoss. Die Hutschachtel enthielt allerdings keine Hüte, sondern ihren gesamten Schmuck, der schätzungsweise 200'000 Mark wert war. Bis zum 13. Oktober ging die Sache mit der Hutschachtel gut. Dann kam CIC-Of-

Fizier Minskow nach Veldenstein und erklärte ohne Umschweife: «Sie haben mir sofort Ihren Schmuck abzuliefern.»

Stück für Stück schrieb Minskow auf eine Liste. Und er fragte stets: «Von wem ist das?»

«Von meinem Mann», antwortete Emmy Göring meistens.

Zum Schluss hielt der Offizier eine russische Goldmünze in der Hand.

«Von wem ist die?»

«Von Stalin.»

«Dann dürfen Sie sie behalten.»

Später haben die Görings für diese Münze eine Streichwurst eingetauscht.

Am 15. Oktober wurde Emmy Göring von Militärpolizisten abgeholt und ins Zuchthaus Straubing gebracht.

Die siebenjährige Edda zog mit der Erzieherin und der Köchin in das Posterholungsheim von Neuhaus. Katholische Schwestern kümmerten sich um das kleine Mädchen mit den langen blonden Locken.

Edda lernte lesen, schreiben und rechnen.

Am 24. November stiegen zwei baumlange Amerikaner aus einer olivgrünen Limousine und erklärten auf englisch, dass sie Edda sofort mitnehmen müssten. Es war sechs Uhr abends, längst dunkel und auch noch nebelig. Die beiden Soldaten konnten kein Wort Deutsch.

Aber sie besaßen sogar einen schriftlichen Befehl.

Edda stieg mit einem Teddybär und einem kleinen Koffer hinten im Wagen ein. Von Zeit zu Zeit drehte sich einer der Amis um und fragte: «Cold?»

«Nein», sagte Edda.

Um Mitternacht kamen sie in Straubing an und schoben Edda in die Zelle zu ihrer Mutter.

«Ich fand es dort eigentlich ganz gemütlich», sagt Edda Göring heute. Sie schlief auf einer gewürfelten Decke, die Mussolini

einst als Geschenk nach Karinhall geschickt hatte und die unter den Besatzungssoldaten des Zuchthauses Straubing einen hohen Souvenirwert hatte. Am 6. Dezember kam zu ihr sogar der Nikolaus. Ein Gefangener verkleidete sich und klopfte an die Zellentüre. Edda sagte ein Gedicht auf, und der Nikolaus schenkte ihr dafür kleine Brotmännchen.

Um diese Zeit hatte der amerikanische Beigeordnete Ankläger Ralph G. Albrecht vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg das Wort: «Wir wenden uns jetzt dem Tatbestand des vielleicht wichtigsten Verschwörers, der dem Gericht hier gegenüber sitzt, zu, dem Nazi Nummer zwei: Hermann Göring. Einem Nazi, der neben dem Führer stand, dem Nazi, der in mancher Hinsicht sogar gefährlicher war als der Führer und andere führende Männer der Partei. Wir erklären, dass er vielleicht gefährlicher war, da er aus einer guten Familie stammt: Er hatte eine gute Erscheinung, eine anziehende Art und eine gewisse Leutseligkeit. Aber alle diese Eigenschaften waren trügerisch...»

«Hatten Sie um diese Zeit schon Verbindung mit Ihrem Mann?» fragen wir Emmy Göring.

«Ja. Ich habe auf abenteuerliche Weise einen Brief bekommen. Der Gefangene, der das Essen verteilte, hat ihn mir in der Zelle zugesteckt.»

«Der Brief ist also vom Gefängnis in Nürnberg ins Zuchthaus nach Straubing geschmuggelt worden?»

«Ja.»

Nach vier Monaten trat eines Morgens – es war der 19. Februar 1946 – der Lagerkommandant in die Zelle: «Ich habe gestern Abend den Befehl erhalten, Sie und Ihre Tochter in Freiheit zu setzen.»

«In Freiheit – wohin?» fragte Emmy Göring.

«Das weiss ich nicht.»

Die Frau des einst so mächtigen Reichsmarschalls, Herrin auf Karinhall, wusste es auch nicht. Sie bat deshalb: «Können wir noch ein paar Tage bleiben?»

Der Lagerkommandant liess sich auf ein paar Tage ein. Nach zwölf Tagen aber stand er wieder in der Zelle: «Ich gebe Ihnen noch eine Woche Zeit – dann müssen Sie verschwinden.»

Genau in dieser letzten Woche traf die amerikanische Journalistin Peggy Poor in Straubing ein, um für ihre Zeitung ein Exklusiv-Interview mit Emmy Göring zu machen.

«Ich gebe kein Interview», erklärte die Frau des Hauptangeklagten Nummer eins, «ausser – Sie könnten mir eine Wohnung besorgen.»

Peggy Poor konnte. Sie besorgte für die Görings eine Unterkunft und erhielt dafür ihr Interview.

So zogen Emmy und Edda Göring im März 1946 in ein kleines Jagdhaus im Fränkischen Wald bei Sackdilling. Sie wurden Untermieter bei den Försterleuten Frank.

Das nächste Dorf war eineinhalb Stunden entfernt. Der Amtsarzt von Auerbach bescheinigte der kleinen Edda, dass sie zu zart sei, um den langen Schulweg antreten zu können.

Emmy Göring unterrichtete ihre Tochter zu Hause.

«Ich musste viele Gedichte lernen», erinnert sich Edda an diese Schulstunden. «Gedichte, Lieder und natürlich auch das Einmal-eins.»

Der Prozess in Nürnberg, der schon fast ein Jahr dauerte, trat nun in seine letzte Phase. Nachdem zuerst die Briefzensur erleichtert worden war, gestattete das Gericht nun auch den Angehörigen, die Hauptangeklagten zu besuchen.

Die Görings wohnten vom 14. bis zum 29. September in Nürnberg, bei Rechtsanwalt Dr. Stahmer, dem Verteidiger Hermann Görings. Jeden Tag, ausser sonntags, war eine halbe Stunde Be-

suchszeit genehmigt. Am siebten Tag durfte Edda zum ersten Mal ihre Mutter begleiten.

«Du darfst auf keinen Fall weinen», schärfte Emmy ihrer Tochter ein.

Daran hielt sich Edda. Sie winkte ihrem Vater durch die Glas-scheibe zu und sagte fröhlich: «Es ist schön, dass ich dich sehen darf.» Göring hatte in der Haft 60 Pfund Gewicht verloren. Als er sich so plötzlich seiner Tochter gegenüber sah, verlor er einen Moment lang die Fassung und weinte.

Die Wachsoldaten mit den weissen Helmen standen wie Säulen hinter ihm.

«Du bist gross geworden», sagte Hermann Göring.

«Und ich kann viele Gedichte. Soll ich dir eins aufsagen?»

«Ja.»

«Ich träume als Kind mich zurück», trug Edda feierlich vor, «und schüttle mein greises Haupt...».

Am 29. September mussten die Familien alle wieder abreisen. Einen Tag später hörte Hermann Göring als erster der Angeklagten sein Urteil: «Death by hanging.» Das Radio trug diese Worte auch in das Forsthaus bei Sackdilling.

Emmy Göring hatte Edda spazieren geschickt. Aber sie konnte es ihr natürlich nicht verheimlichen. Sicher hätten es ihr sonst fremde Leute gesagt. Emmy Göring setzte nur hinzu: «Das Urteil wird wahrscheinlich nicht vollstreckt werden. Er kommt vielleicht auf eine Insel in die Verbannung...»

Von den 21 Hauptangeklagten des Nürnberger Prozesses wurden elf zum Tode verurteilt. Zehn gingen in der Nacht zum 16. Oktober 1946 den Weg zum Galgen. An Hermann Göring wurde das Urteil tatsächlich nicht vollstreckt. Er hatte sich eine Giftampulle verschafft und sich einen Tag vorher selbst das Leben genommen.

Edda blieb bis 1948 in Sackdilling. Sie war jetzt zehn und hatte noch keinen Tag die Schule besucht. Emmy Göring unterrichtete sie nach einem genauen Stundenplan.

Im Juli zogen die Görings aus dem Jagdhaus in eine Baracke nach Eitzelwang in der Oberpfalz.

Emmy Göring liess sich bei der Direktorin der Mädchenoberrealschule in Sulzbach-Rosenberg melden: «Bitte, können Sie Edda in Ihrer Schule aufnehmen?»

«Wo sind die Zeugnisse?» fragte die Direktorin.

«Edda hat keine Zeugnisse.»

«Dann tut es mir leid.»

«Darf sie denn ohne Zeugnisse nicht an der Aufnahmeprüfung teilnehmen?»

Edda durfte schliesslich teilnehmen. Sie bestand glänzend. Als letzter Fallstrick wurde ihr aufgegeben, das Vaterunser zu beten und die zehn Gebote herzusagen. Nachdem sie beides konnte, meinte die Direktorin: «Da ist nichts zu machen, ich muss dich wohl aufnehmen...»

Anstatt ihres ersten Zeugnisses bekam sie dann allerdings einen Buchpreis. Die Direktorin erklärt das so: «In dem Zeugnis müssten so gute Noten stehen, dass die anderen Eltern uns vorwerfen könnten, wir bevorzugen die Göring.»

1951 fand Emmy Göring eine Wohnung in der Münchner Tengstrasse. Sie sprach bei dem Direktor der St.-Anna-Schule vor und bat um die Einschreibung ihrer Tochter.

«Wie ist Ihr Name, bitte?»

«Emmy Göring.»

Der Schuldirektor blickte überrascht auf. «Was werden denn da die Kinder sagen?»

«Nichts», vermutete Frau Göring. «In Sulzbach-Rosenberg haben sie auch nichts gesagt.»

So kam Edda Göring in die zweite Klasse der St.-Anna-Mädchenoberrealschule und blieb dort bis zum Abitur.

«Edda war vom ersten Tag an eine Musterschülerin», erzählt uns eine Klassenkameradin. «Sie ist nie zu spät gekommen. Sie hat nie ein Schulheft oder eine Hausaufgabe vergessen. Verweis oder Arrest – das waren für Edda Fremdwörter.»

Nur ein einziges Mal schrieb sie in der siebten Klasse in Latein eine Vier.

Wenn in der Schule klassische Dramen gelesen wurden, las Edda stets die Hauptrollen. Die Maria Stuart oder die Agnes Bernauer beispielsweise. Der Name Hermann Göring fiel im Geschichtsunterricht kaum. Die Lehrerin kam nur bis zum Ersten Weltkrieg. Zum Dritten Reich kommentierte sie: «Ich habe jetzt keine Zeit mehr, es durchzunehmen. Lest das zu Hause im Buch nach.»

«Glauben Sie», fragen wir die ehemalige St.-Anna-Schülerin, «dass das mit Rücksicht auf Edda Göring geschah?»

«Ja, sicherlich.»

Auf das junge Mädchen mit den Korkenzieherlöckchen wurde sehr viel Rücksicht genommen. Nicht nur im Geschichtsunterricht. «Wir sprachen in der Schule nie über die Vergangenheit», sagte Edda. «Politik war sowieso tabu.»

In der Tanzstunde wurde sie sogar augenscheinlich bevorzugt: der Tanzlehrer wählte sie häufig zu Solotänzen aus.

Eine Firma bot ihr ein Motorrad als Geschenk an. Gründgens lud sie zu einem Theaterbesuch nach Düsseldorf ein...

1958 machte sie ihr Abitur. Glänzend natürlich. Ein Wort von Theodor Heuss war ihr Aufsatzthema: «Vergessen ist Gnade und Gefahr zugleich».

«Du gehst einen schweren Weg», schrieb Hans Frank an seinen Sohn Norman, «denn Du trägst meinen Namen...»

Für Edda Göring gilt diese düstere Prognose eines in Nürnberg Gehenkten nicht. Im Grunde ist sie das Vorzugskind geblieben, das sie seit ihrer Geburt war.

«Sechzehntausend Telegramme hat Farah Diba für ihren Kronprinzen bekommen», sagt Emmy Göring. «Bei Eddas Geburt waren es sechshundertachtundzwanzigtausend!»

Eine Münchner Stadtrundfahrt im Jahr 2000

Auch das war lange ein Tabu gewesen. Was ist das für ein Schicksal, das Kind eines Nationalsozialisten zu sein, eines Täters, eines Mörders? Wie wird man damit fertig? Wie sehr leidet man darunter? Oder anders gefragt: Ist der Sohn, die Tochter eines solchen Nazi auch ein Opfer? Man könnte sagen, dass die Nazi-Kinder an einer Nahtstelle liegen zwischen Tätern und Opfern. Täter insofern, weil sie Stellung beziehen müssen zu dem, was der Vater getan hat. Wir müssen uns fragen: Sind sie genauso, werden sie so, denken sie so wie die Väter? Und Opfer: Wird man nicht von einem Fluch verfolgt, das ganze Leben lang, an dem man eigentlich und erst einmal keine Verantwortung trägt?

In Deutschland hatte man sich von diesem Thema lange fern gehalten, weil man ahnte, dass dadurch die Vergangenheit augenblicklich zur Zukunft wird. Aber auch im Ausland stand man solchen Fragen oft alles andere als aufgeschlossen gegenüber. Als der Psychologe Dan Bar-On in Israel Ende der 80er Jahre seine Gespräche mit Nazi-Nachkommen veröffentlichte, sah er sich starken Anfeindungen ausgesetzt. Der Tenor der Kritik lautete: Wie kann man sich als Jude auf diese emotionale Weise den Tä-

tern nähern? Vielleicht auch noch mit dem Ergebnis, dass man für deren Kinder Mitleid erzeugt? Wie kann man nur aus Deutschen Opfer machen?

Als die Serie meines Vaters erschien, gab es viele Leserbriefe, die auch veröffentlicht wurden. Einige davon waren anklagend: Warum erzähle man gefühlsreich die Geschichten der Nazi-Familien, anstatt sich den Schicksalen der Opfer zu widmen? Erich Bragenheim aus Verden an der Aller schrieb: «...ob es unbedingt sein muss, dass Sie uns vorsetzen, wie die Kinder der damaligen Totengräber Deutschlands heute leben? Bei den Opfern der Eltern dieser Kinder haben Sie damit nur unnütz Wunden wieder aufgerissen. Man sieht im Grossen und Ganzen ja auch, dass diese Kinder heute wieder in guten Positionen leben, dass sie teilweise noch den alten Ideologien treu geblieben sind, während die Kinder der Opfer heute noch grösstenteils ein armseliges Leben führen und keine Schlüsselpositionen erringen konnten.» Aber es gab auch reichlich Einsendungen in anderem Tenor. Barbara Fischer aus Bonn etwa schrieb: «Mit grossem Interesse lese ich Ihren Fortsetzungsbericht ... dabei denke ich mit grösstem Bedauern an die Töchter Goebbels, die von ihren Eltern umgebracht worden sind. Sie könnten heute auch leben wie Edda Göring, die Söhne Franks oder die «Bekloppte» Himmler...» Und Frau Otto aus Hannover schrieb: «Dr. Jürgen Fijalkowski will Ihre Zeitschrift kündigen, weil Sie eine Geschichte von den Nazigrössen-Kindern bringen, die sich jetzt ehrlich durchschlagen und sich damals, als ihre Väter regierten, gar nicht bewusst waren, was ihre Väter eigentlich machten. Ihre Leser sollen lieber empört sein über das dirnenhafte Leben der BB.» In einem der Hefte zuvor hatte ein grösserer Bericht über die Brigitte Bardot gestanden.

Die Serie «Denn Du trägst meinen Namen» endete im Jahr 1960. Die Folge über Edda Göring schliesst mit einem ungeheuerlichen Fazit: Der Name «Göring» habe ihr immer genutzt, es sei gut gewesen in Deutschland, diesen Namen zu tragen. Das sagt sie 15 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, 14 Jahre nach dem Selbstmord vom Vater Hermann Göring, den er wenige Stunden, bevor man ihn hingerichtet hätte, verübt hatte. Und sie nennt damals Gründe: Die Deutschen haben ihren Vater einfach gemocht, dann seine guten Kontakte ins Ausland, die sie noch Jahrzehnte danach nutzen konnte, ja, und manchmal sind es auch die kleinen Annehmlichkeiten, die das Leben nett machen, so zum Beispiel die Premierenkarten der Bayreuther Festspiele; die Familie Wagner hatte sie nicht vergessen. (Wolf-Rüdiger Hess kam übrigens mal zu Ohren, dass man Edda Göring beinahe routinemässig Karten zukommen liess. Daraufhin fragte er, der Sohn von Hitlers Stellvertreter, im Hause Wagner an, ob das für ihn nicht vielleicht auch gelte. Klar, hiess es. Seitdem bekommt auch er seine Eintrittskarten zugeschickt.)

Sicher fraglich ist, ob es wirklich immer gestimmt hat, dass es von Vorteil war, Edda Göring zu heissen. Auffällig ist nämlich auch, dass die Kinder, die von ihren Vätern nie abgerückt sind, wie Wolf-Rüdiger Hess oder Gudrun Himmler, dass eben die auch immer erklärt haben, bis ins Jahr 2000 hinein, sie hätten nur profitiert vom Erbe ihrer Väter. Es scheint da einen Zusammenhang zu geben: Wer derart leidenschaftlich vergöttert, zieht aus der angeblichen Bedeutung und dem einstigen Glanz des Vaters einen wesentlichen Teil des eigenen Selbstbewusstseins, kann sich gar nicht eingestehen, dass die Biographie der Familie in Wahrheit eine schwere Belastung ist. Wie könnte man sich in ei-

ner solchen Lebenskonstruktion eine derartige Schwachstelle zugestehen? Man zimmert sich also eine Welt, die so kleine Fenster hat, dass der Blick nur auf das fällt, was man unbedingt und am besten jeden Tag sehen will.

So ähnlich hat sich wohl auch Edda Göring ihr Leben eingerichtet. Sie lebt immer noch in München, immer noch in einer kleinen Wohnung im Stadtteil Lehel, in der sie mit ihrer Mutter, Emmy Göring, bis zu deren Tod zusammengewohnt hat. Viele Fotos hängen an den Wänden dieser Wohnung. Fotos und auch Gemälde von Vater und Mutter. Leute, die diese Wohnung kennen, sagen, man könnte auch von einem Göring-Museum sprechen. Heute ist sie 62 Jahre alt, war immer alleinstehend, hat nie geheiratet. Von einer möglichen Beziehung wird in ihrem Bekanntenkreis geredet, sie soll einem Journalisten nahegestanden sein, der leidenschaftlich an der Lebensgeschichte des Vaters interessiert gewesen sei. Also einer, der den Vater nicht in den Schmutz ziehen wollte, der ihn, wie sie, verehrte.

Ich weiss nicht, ob ich Edda Göring nach solchen Feinheiten ihres Privatlebens gefragt hätte, aber wahrscheinlich schon. Das hätte mich interessiert. Wie zum Beispiel eine Beziehung, eine tiefe Freundschaft, funktioniert, wenn, etwas salopp formuliert, im Keller eine grosse, dicke Leiche liegt. Andere Menschen verlieben sich in jemanden, der dieselben Neigungen hat, denselben Geschmack, der Bücher und Theater mag oder Sport, Dinge, die einem selbst viel bedeuten. Kann man sich beispielsweise als Frau Göring vor allem dann in jemanden verlieben, wenn der das Wichtigste, was es gibt im eigenen Leben, den Vater, zumindest ansatzweise genauso schätzt?

Alles Grundsätzliche hat sie bereits klar ausgedrückt. In einem

Interview mit der Illustrierten *Quick* im Jahr 1986 sagte sie: «Ich fühle mich meinen Eltern noch heute in grosser Liebe verbunden. Der Liebe und Fürsorge meiner Eltern verdanke ich eine schöne Kindheit. Mein Vater hat sich in rührender Weise um mich gekümmert. Ich habe eine gute Erinnerung an ihn.» Zum Beispiel an die Tage, wo der «liebe Patenonkel» Adolf Hitler zu Besuch kam. Edda Göring berichtete: «Aus den Umständen, die dann gemacht wurden, erkannte ich auch als kleines Kind, dass er etwas Besonderes sein musste. Er pflegte mir Lakritzbonbons mitzubringen, die ich sehr gern ass und die er extra für mich besorgen liess.» Über die barocke Lebensart des unförmigen Vaters, seinen Hang zur auffallenden Kleidung sagte sie: «Mein Vater liebte nun einmal das Barocke. Vielleicht war er in der Art, sich zu kleiden, seiner Zeit sogar ein wenig voraus – wenn Sie einmal bedenken, wie die jungen Leute sich heute phantasievoll anzuziehen pflegen.»

Dem amerikanischen Journalisten Gerald Posner erklärte sie zehn Jahre später: «Sie wissen nun, wie ich fühle. Ich liebe ihn sehr, und man kann nicht erwarten, dass ich über ihn auf irgendeine andere Weise urteile. Er war ein guter Vater zu mir, und ich habe ihn immer vermisst. Das ist alles, was Sie wissen müssen.»

Aus allem, was über sie erzählt und geschrieben wird, ist zu schliessen, dass sie zu klug ist, um die Verbrechen des Nationalsozialismus in Frage zu stellen. Sie hat wiederholt von diesen schrecklichen Zeiten gesprochen, von dem «unsagbaren Elend, das viele Menschen unter dem Hitler-Regime erleiden mussten». Doch scheint sie nie ein persönliches Unrechtsgefühl empfunden zu haben, bei all dem Leid, das im Namen Göring und Co. produziert worden war. So hält sie es nach wie vor für einen grossen

Rechtsbruch, dass man der Familie nach Kriegsende alles Eigentum weggenommen hat. Und das war eine Menge, denn Hermann Göring hatte in Raubrittermanier gewaltige Reichtümer angehäuft, vor allem in Form von Kunstschätzen. Der Papa hatte zum Beispiel die Stadt Köln angewiesen, seiner Tochter zu ihrer Geburt im Jahr 1938 aus ihrem Museum das Lukas-Cranach-Gemälde «Madonna mit dem Kinde» zu überreichen. In einem jahrzehntelangen Rechtsstreit klagte Tochter Edda verbittert gegen die Stadt Köln, man solle ihr das Bild (grob geschätzter Wert: 100'000 Mark) wieder zukommen lassen, es gehöre schliesslich ihr. Sie verlor am Ende das Verfahren. Die einleuchtende Begründung: Daddy Göring hatte das ehrwürdige Gemälde nicht rechtmässig erworben.

Gerald Posner verglich in seinem Buch *Belastet* Edda Göring in einem Punkt mit Wolf-Rüdiger Hess: in ihrem wütenden Zorn gegen das Nürnberger Tribunal, in ihrer tiefen Abneigung gegen alle Ideen und Werte, die aus den Vereinigten Staaten kommen. Wie Hess kritisiert sie, dass Deutschland sich viel zu sehr von den USA beeinflussen lässt. Und sich viel zu wenig gegen alles Böse, gegen Drogen, Prostitution, Massenarmut, stemmt, was von dort ständig zu uns herüberschwappt. Man könnte es auch so formulieren: Deutschland macht nach dem Geschmack von Edda Göring und Wolf-Rüdiger Hess zu wenig deutsche Politik. Man würde vermutlich ihren Zuspruch bekommen, wenn man hinzufügen würde: ganz im Sinne ihrer Väter.

Hess, Schirach, Bormann, Göring, Himmler. Und über allem stehend immer wieder Adolf Hitler. Sie bildeten die Führungscrew der deutschen Nationalsozialisten, sie mochten sich oder mochten sich nicht, buhlten bei Hitler um Anerkennung, um

Macht, bekämpften sich teilweise offen. Das Geflecht dieser Beziehungen spielt zuweilen auch noch im Leben der Kinder eine Rolle. Wer Vaters Feind war, ist auch meiner. Ausserdem hat sich fast jeder Nachfahre, abgesehen von Martin Bormann und Niklas Frank, ein eigenes historisches Bild vom Vater gezimert, nach dem Motto: Er war ja in Ordnung, vielleicht ein wenig zu treu dem Führer ergeben, aber die anderen, die waren die Bösen. Edda Göring hat einmal erklärt, klar, es sei schon unvergleichlich schwieriger, eine Tochter des Heinrich Himmler zu sein als eine des Hermann Göring. Und sie fügte hinzu, was die anderen möglicherweise auch für ihre Väter reklamieren, ihr Vater sei nie ein Antisemit gewesen, das sei eindeutig bewiesen. Zu dem und jenem Juden beispielsweise sei er sehr nett gewesen...

Edda Göring hat ein Gespräch mit mir abgelehnt. Sie liess mitteilen, sie könne sich zwar gut an das Gespräch mit meinem Vater vor 40 Jahren erinnern, sie habe auch den Artikel von damals gut aufbewahrt. Aber für ein längeres Interview stehe sie, Edda Göring, derzeit nicht zur Verfügung. Man solle sie doch in Ruhe lassen und sich stattdessen um die Hinterbliebenen der DDR-Diktatur kümmern, das sei doch wesentlich aktueller und interessanter.

Ich kann nicht sagen, dass ich besonders traurig war, als der Termin nicht klappte. Ich spürte einen enormen Überdruß, wieder einem Menschen gegenüberzusitzen, der derart seine Tür verrammelt hat, dass man schon gar nicht mehr klopfen möchte. Das ist ein Fazit der Besuche der Nazi-Kinder: Die einen führen ein versteinertes Dasein, die anderen, die den Zweifel, die Wut, die Ohnmacht, die Wahrheit zulassen, haben etwas begonnen, das man vielleicht einen Tanz am Trapez nennen könnte, ohne Netz,

über einem tiefen Abgrund. Ein Tanz, von dem keiner weiss, wann und wie er endet.

Man könnte in München eine richtige Stadtrundfahrt in die Vergangenheit machen. Im netten Lehel, mitten in der City, wohnt Frau Göring, nicht weit weg von ihr Herr von Schirach. Im tiefen Westen, in einem Vorort, lebt Herr Hess. Und im Vorort Neuried befindet sich Frau Burwitz, geborene Himmler. Das hat sicher keinen besonderen Grund. München war nun einmal die Hauptstadt der Bewegung, und wenn eine Familie irgendwo die Zelte aufgeschlagen hat, dann bleibt sie oft für länger. Das ist in München so und anderswo ebenso. Aber vielleicht ist es doch ein bisschen das Klima dieser freundlichen, ruhigen Stadt, in der man so wunderbar ungestört vor sich hin leben kann. Und es schadet ja möglicherweise auch nicht, gelegentlich den einen oder anderen geschichtsträchtigen Ort aufzusuchen, wo vieles angefangen hat.

Etwa 20 Kilometer von München entfernt liegt der kleine Ort Ebenhausen. Viel Grün, S-Bahnanschluss, ein grosser Supermarkt, ein Alten- und Pflegeheim, hübsche Einfamilienhäuser. Viele leben hier gerne, weil die Grossstadt in der Nähe ist. Hier wohnt Karl-Otto Saur mit seiner Familie, die hübsche Villa mit Garten ist auch der Sitz seiner Medienfirma. Hier in seinem Büro führten wir an zwei Nachmittagen unsere Gespräche. Es war jedes Mal bereits dunkel, als ich wieder zurückfuhr.

Karl-Otto Saur Junior erzählt, dass er ein paar Mal als Journalist versucht war, über sich und seinen Vater zu schreiben: Wie fühlt man sich als aufgeklärter Linker, einen hohen Nazi-Täter in der Familie zu haben? 1987 schaute er sich für die *Süddeutsche*

Zeitung alle Folgen der amerikanischen Fernsehserie *Holocaust* an, die der Sender vorab einigen Journalisten zeigte. Ein anderes Mal sass er in einer Jury, die verschiedene Fernsehfilme und Dokumentationen zum Thema Drittes Reich zu beurteilen hatte. Saur sagt, er wisse noch, wie sehr ihn diese Erlebnisse aufgewühlt hätten. Noch im Zug zurück nach München habe er angefangen über seine Familiengeschichte zu schreiben: «Ich dachte, jetzt mache ich es.» Er schrieb dann auch, wohl über die Fernsehserie, über bestimmte Aspekte des Filmfestivals, doch nichts über sich und den Vater. Er sagt, er wisse nicht genau, warum er es bis heute nicht getan hat. Er sagt, sicher habe dabei die Sorge eine Rolle gespielt, «dass so ein Artikel eitel wirkt. Das wollte ich nicht.»

Eitelkeit? Vielleicht war und ist das ein Grund. Möglicherweise liess ihn aber ein Gefühl davor zurückschrecken, diese Geschichte in der Öffentlichkeit auszubreiten, vielleicht war da eine Ahnung, diesem Thema nicht zu nahe zu kommen, wenn man nicht ganz sicher ist, dass man es auch verkraftet.

Karl-Otto Saur erzählt die Geschichte von der kleinen Zigarrenkiste. Arm sei sie gewesen, die Familie Saur nach dem Krieg, bitter arm. Der Alltag war durch Griessbrei und Graupensuppe bestimmt, eine Eistüte beim Bäcker für zehn Pfennig war schon eine Sensation. Neue Kleidung gab es nicht, man trug die Sachen der älteren Geschwister auf. Bis heute, sagt Karl-Otto Saur, ist das für ihn ein Problem: Man isst, was auf den Teller kommt, selbstverständlich wirft man keine Lebensmittel weg, nur weil das Haltbarkeitsdatum abgelaufen ist. Saur muss leicht grinsen, als er das erzählt. Man könne sich ja vorstellen, sagt er, dass diese Grundeinstellung immer wieder zu Schwierigkeiten geführt hat im Umgang mit seinen Kindern und Enkelkindern.

«Ich versuche mich natürlich zu bessern, zu viel kann man natürlich von einem alten Mann nicht mehr verlangen.»

Es war Anfang der 50er Jahre, Karl-Otto, Jahrgang 1944, gerade sechs oder sieben Jahre alt, als er eines Tages in einem Schrank diese Zigarrenkiste fand. Orden waren drin, aus Eisen, mit dem Namen des Vaters drauf. Und Fotos, auf denen der Vater zu sehen ist, in Uniform, im Mittelpunkt, um ihn herum Menschen, die zu ihm aufschauen. Und auf manchen ein Mann mit Schnurrbart, der Adolf Hitler hiess. «Das Gefühl, das ich damals beim Anblick dieser Sachen gespürt habe, habe ich mir gut gemerkt. Es war so etwas wie Stolz: Mein Vater war mal wichtig, es gab Zeiten, wo wir nicht arm waren.» Saur sagt, er habe seinen Vater bis dahin ja völlig anders erlebt: als einen Mann, der zu wenig Geld verdiente, zu dem niemand aufblickte, ein Verlierer, ein Loser. «Ich weiss noch, wie ich mich selbst ein bisschen wichtiger gefühlt habe, damals, als ich diese alten Sachen fand.»

Wie gesagt, er hat sich dieses Gefühl gemerkt, vielleicht hat es sich in sein Gedächtnis eingebrannt. Denn im Nachhinein ist er darüber erschrocken. Das könnte eine Gefahr werden: Man beschäftigt sich mit dem Vater, man hasst ihn, man verurteilt ihn, vielleicht in der Öffentlichkeit – und fühlt sich gerade dadurch ein Stück bedeutsamer. So würde auch die eigene Identität mitbestimmt werden, wenn man so will, von der Tatsache, dass der Vater sich öfters in der Nähe von Adolf Hitler aufhielt. Karl-Otto Saur hat im Grunde das gespürt, vor dem Wolfgang Schmidbauer warnt: Ein Mensch mit einer solchen Familiengeschichte muss darauf achten, dass die Figur des Vaters nicht dominant wird in der eigenen Seele.

Der Vater, Karl-Otto Saur Senior, war das, was man heute einen Manager nennt, einen Macher. Er war in den 20er Jahren zum Thyssen-Konzern gekommen, nachdem die familieneigene Firma in Freiburg im Zuge der allgemeinen Wirtschaftskrise Pleite gegangen war. Im Thyssen-Konzern war er rasch aufgestiegen. Und die neue Partei, die NSDAP, hatte es ihm sofort angetan. Er trat ihr 1931 bei und mischte von Anfang an beim Nationalsozialistischen Bund Deutscher Techniker mit, zog schliesslich nach München, um als eine Art rechte Hand des späteren Rüstungsministers Fritz Todt zu wirken. Als Todt bei einem mysteriösen Flugzeugabsturz ums Leben kam und der Generalbauinspektor Albert Speer dessen Nachfolger wurde, bekam Saur die Stellvertreterrolle. Immer waren die Chefs von ihm begeistert, er lieferte perfekte Arbeit ab. Alle schwärmten von ihm, dem Organisationstalent, dem Meister der Durchsetzungskraft. In seinem politischen Testament hatte Adolf Hitler Saur zum Nachfolger von Speer als Rüstungsminister bestimmt. Alles, was hierarchisch unter Saur lag, zeigte sich weniger begeistert. Er galt als cholerisch, brutal, machtvorsessen.

Er hatte immer für alles gesorgt. Für die Ankurbelung der Kriegsrüstung, für den Nachschub von Zwangsarbeitern, wobei diese Arbeit oft gleichbedeutend mit Tod war. Karl-Otto Saur gehörte also zu denen, dessen Arbeit für so viel Grauen gesorgt hat, dass sie auch sechs Jahrzehnte danach noch immer aktuell ist. Die derzeitige Diskussion über die endgültigen Entschädigungszahlungen der deutschen Bundesregierung und der Wirtschaft haben eine Menge mit dem Namen Karl-Otto Saur zu tun.

Für ihn sei ganz klar, sagt der Sohn, dass sein Vater jede Aufgabe übernommen, grundsätzlich alles organisiert hätte. Alles,

auch Konzentrationslager. Es war also eher ein Zufall, dass die Taten seines Vaters nicht schlimmer gewesen sind. Das Ausmass seiner Mittäterschaft ist auch so schon immens. «Er hat sicher eine Menge Blut an den Händen», sagt mein ehemaliger Kollege. Anfang der 90er Jahre, als die Akten zugänglich wurden, fuhr Saur Junior nach Berlin, um sich die Anordnungen und Befehle anzuschauen, die gegen Ende des Krieges die Zwangsarbeiterströme regelten. Und unter einigen dieser Papiere, sagt er, «stand die Unterschrift meines Vaters. Ich kannte ja seine Unterschrift. Es war nicht überraschend für mich, mit der Verantwortung meines Vaters konfrontiert zu werden, aber in diesem Moment, als ich seine Schrift sah, hat es mir doch noch mal einen Stich versetzt.»

Der Vater wurde 1945 von den Amerikanern festgenommen. Aber an einer Anklage waren sie zunächst gar nicht interessiert. Mit dem Insider aus dem Herzen der nationalsozialistischen Schaltzentrale hatten sie andere Pläne. Sie machten ihm ein Angebot: Du sagst uns, was du weisst und spielst uns den Kronzeugen im Prozess gegen den Grossindustriellen Krupp – und dafür lassen wir dich weitgehend in Ruhe. Saur akzeptierte und sorgte mit seinen Aussagen dafür, dass Krupp verurteilt wurde. Die Amerikaner wollten in einem Musterprozess die Mitschuld der deutschen Wirtschaft demonstrieren.

1948 kam Karl-Otto Senior aus der amerikanischen Haft frei. Für die deutsche Industrie galt er als der grosse Verräter, und klar war: Mit so einem wie dem Saur macht man keine Geschäfte mehr. Die alten Kollegen im Speer-Ministerium hatten fast alle grosse Karrieren vor sich: Dorsch, Hettlage, Mommsen, Schlieker, und wie sie alle heissen. Wäre auch eine Story gewesen,

dachte Karl-Otto auf der Heimreise, die Erfolgsgeschichten der alten Mitstreiter des Vaters. Würde eine Menge über das Nachkriegsdeutschland aussagen. Aber nicht so leicht zu schreiben für einen Sohn. Könnte missverstanden werden, als Anklage eines Sohnes, dessen Vater es zu nichts mehr gebracht hat.

Der alte Saur blieb erfolglos, bis zu seinem Tod im Jahre 1966. Ein Ingenieurbüro, ein kleiner Verlag, nichts wurde was. Der Verlag wurde erst erfolgreich, als der ältere Sohn Klaus die Geschäfte übernahm. Heute ist der K.G. Saur Verlag eine renommierte Adresse. Hier sind in den letzten Jahren viele wissenschaftliche Reihen über den Holocaust und über die Verbrechen der Nationalsozialisten erschienen. Aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten sind sie unrentabel. «Wenn Sie so wollen», sagt der Bruder Klaus, «ist das für mich eine Art Wiedergutmachung.»

Die Familie Saur hat nie über die Vergangenheit gesprochen. Die Kinder haben keine Fragen an den Vater gestellt. «Mit meinem Vater wäre das auch nicht gegangen, völlig ausgeschlossen», sagt Karl-Otto Saur. Mit der Mutter ging es auch nicht, «von der gab es nur so Worthülsen zu hören, wie ‚Wo Licht ist, ist auch Schatten‘, und solcher Quatsch.» Es wurde geschwiegen bis zum Tod. «Für mich war mein Vater in erster Linie ein Vater, und zwar ein schlechter», sagt er. Und ein feiger dazu. Er hatte ein Verhältnis mit seiner Sekretärin, die ihm die ganze Zeit bis zu seinem Tod nicht von der Seite gewichen war. Die Ehe mit der Mutter spielte er ihr und allen anderen die Jahre über vor.

Bei den Gesprächen mit ihm kam es gelegentlich zu dem Punkt, an dem man das Gefühl hat, es wird sehr still im Raum, und nichts existiert ausserhalb dieses Raumes. Bei Karl-Otto Saur ist dies der Fall, wenn er davon spricht, welchen Teil des Vaters

er in sich spürt. Die Antriebsfeder seines Vaters sei grenzenloser Opportunismus gewesen, sagt er. «Und den spüre ich auch in mir. Es gab Situationen in meinem beruflichen Leben, da habe ich diesen Opportunismus so in mir gefühlt, dass ich dann genau das Gegenteil getan habe, nur weil ich nicht so sein wollte wie er.»

Karl-Otto Saur macht es sich nicht einfach. Er sagt, er habe sich zuweilen gefragt, wie er sich wohl verhalten hätte, an seines Vaters Stelle, damals in der Diktatur? Und er habe keine Antwort gefunden. Er sagt, er wisse auch nicht, was er getan hätte, wenn die Amerikaner seinen Vater viel härter bestraft und ihn, etwa wie Speer, zu einer langen Haftstrafe verurteilt hätten. Hätte er sich losgesagt von ihm, hätte er gebrochen mit ihm? «Wahrscheinlich eher nicht», sagt er und fügt hinzu: «Obwohl ich meinen Vater nicht geliebt habe, wenigstens glaube ich das. Ich hatte früh das Gefühl, dass ich ganz alleine auf der Welt bin. Als er starb, habe ich nicht geweint.»

In den Redaktionen, in denen er gearbeitet hat, habe er sich oft gefragt, was aus seinen Kollegen damals wohl geworden wäre. Wer wäre ein Nazi gewesen? Wer ein Täter? Wer ein Mitläufer? Diesen Blick bringe er nicht mehr raus aus seinem Kopf. Vielleicht ist auch das Grund, sagt er, warum Erfolg und Karriere nie Begriffe waren, die er für wichtig hielt im Sinne «eines glücklichen Lebens». Er sagt, für ihn erstaunlich sentimental, er habe in seinem Leben nur ein Ziel gehabt: Er wollte es besser machen mit seinen Kindern, als sein Vater es gemacht hat, «ich wollte mit meinen Kindern einen herzlichen, offenen, auch kritischen Umgang erreichen. Dabei ging es mir vor allem um eines: Ich will, dass sie wissen, egal, was passiert, ich bin für sie da.»

Ist das Thema des Vaters mit den Jahren wichtiger oder weniger wichtig geworden? Es ist erstaunlich, sagt Karl-Otto Saur, «aber es wird immer wichtiger. Je älter ich werde, desto mehr beschäftige ich mich damit.» Deshalb, sagt er, sei es auch ein Unsinn zu fordern, jetzt müsse mal Schluss sein mit der Vergangenheitsaufarbeitung. «Das Gegenteil stimmt: Langsam ist das alles weit genug weg, dass man endlich die richtigen Geschichten erzählen kann.»

Wie gesagt, es war immer schon dunkel, als ich zurückgefahren bin. Wenn ich heute an diese Gespräche zurückdenke, steht ein Bild vor meinen Augen: ein Mann, umgeben von Waagschalen, die er all die Jahre austariert hat, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Das Manuskript von 1960: die Brüder v. Schirach

Der junge Mann starrt zuerst ein paar Minuten in das Schaufenster. Dann tritt er zögernd in die elegante Parfümerie ein.

«Sie wünschen?» fragt eine Blondine in einem hellblauen Seidenmantel.

«Ein Stück Seife», sagt der junge Mann.

«Für eine Dame?»

«Nein, für einen Herrn – etwas Besonderes, bitte.»

Die Blondine legt ihm eine grosse Auswahl auf den Tisch. Deutsche, englische, französische Seifen. Einige schiebt er gleich zur Seite. Die hat er in den vergangenen Jahren gekauft, und er möchte jedes Jahr eine andere Seife. Er wählt schliesslich eine englische, zartbraun und in ein luxuriöses Kistchen aus Sandelholz verpackt.

Langsam geht der junge Mann den Kurfürstendamm hinauf. Er geht gegen den Strom der Passanten. Die meisten Leute haben heute den Mantel zu Hause gelassen. Es ist Frühling in Berlin. Der Himmel ist blassblau, die Sonne scheint, und der Flieder blüht.

Nur die Politik sieht wieder einmal schwarz aus. Die Pariser Viermächtekonferenz ist gescheitert, noch ehe sie begonnen hat. Chruschtschow hat finstere Drohungen ausgestossen. Die Berli-

ner Morgenzeitungen sind mit dicken, beunruhigenden Balkenüberschriften erschienen.

Die Stadt ist nervös.

Wahrscheinlich werden sie das Sandelholzkistchen konfiszieren, denkt der junge Mann. Sandelholz ist sicher verboten. Nur zwei Dinge sind als Geschenk erlaubt: Seifen und Pfeifen.

Seine beiden Brüder bringen immer Pfeifen mit. Er und seine Schwester sind für die Seifen zuständig. Abwechslung muss sein.

Wie immer fühlt er sich beklommen, wenn er in die Wilhelmstrasse in Spandau einbiegt. Er bleibt zögernd vor dem grossen roten Backsteinbau mit den Zinnen und Türmen stehen. Das graue Tor ist verschlossen. Die Fenster sind vergittert. Hinter den meterdicken, mit Glasscherben gespickten Mauern läuft ein Zaun aus Eisensperren, dazwischen eine Hochspannungsanlage. Die Wachtürme sind Tag und Nacht besetzt.

Seit vierzehn Jahren steht die Festung Spandau unter alliierterem Kommando. Was auf der Pariser Gipfelkonferenz fehlschlug, klappt hier: Russen, Amerikaner, Engländer und Franzosen ziehen an einem Strang. Sie stellen je einen Gefängnisdirektor und je eine Wachkompanie. Dazu kommen zwei Köche, ein Friseur, zwanzig Gefangenenwärter und siebenundzwanzig weitere Angestellte.

Von den dreiunddreissig Gefängniszellen in der Festung Spandau sind dreissig leer. Nur für drei Gefangene wird der gewaltige Apparat unterhalten. Dem Gefängnisreglement nach haben sie keine Namen, nur Nummern. Die Nummer eins ist Hitlers Reichsjugendführer Baldur von Schirach, die Nummer fünf ist Hitlers Rüstungsminister Albert Speer, die Nummer sieben ist Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess.

Jeder der drei Gefangenen hat eine Zelle von drei auf vier Metern. Jeder wird täglich in den Hof geführt und darf 200-1'500

Schritte gehen. Jeder darf einmal wöchentlich einen Brief mit 1'300 Worten schreiben. Und jeder darf einmal im Monat Besuch empfangen.

Vom Turm der Melanckthonkirche schlägt es neun Uhr. Der junge Mann geht über die Wilhelmstrasse auf den roten Backsteinbau zu. Ein paar Passanten drehen sich interessiert nach ihm um.

«Ich bin Robert von Schirach», sagt der junge Mann zu dem Posten am Tor und holt aus seiner Briefftasche einen Erlaubnischein hervor. «Ich möchte meinen Vater sprechen.»

Wie immer beginnt nun erst eine lange Prozedur, an deren Ende Robert von Schirach seine Unterschrift unter ein Protokoll setzt, in dem er sich verpflichtet, seinem Vater nicht die Hand zu geben, keine Gesten zu machen, nicht über Politik zu reden, die genehmigte Besuchszeit von einer halben Stunde einzuhalten.

Während Robert unterschreibt, sperrt ein alliierter Wachsoldat Schirachs Zelle auf. «Nummer eins mitkommen. Besuchstag.»

Wenn Robert in das Besuchszimmer von Spandau geführt wird, sitzt sein Vater schon da. Ein breiter Tisch ist die Barriere zwischen ihnen. Ein Soldat geht im Zimmer auf und ab. Es ist, je nachdem, ein Amerikaner, Engländer, Franzose oder Russe. Er zählt die Minuten.

Nach dreissig Minuten trennt er den weisshaarigen Gefangenen von seinem Sohn.

«Auf Wiedersehen, Paps.»

«Auf Wiedersehen, Robs.»

Das nächste Wiedersehen ist erst in einem halben Jahr fällig.

Robert von Schirach ist heute zweiundzwanzig. Er arbeitet in einer Grossdruckerei in Trossingen. Sein Chef ist ein ehemaliger Adjutant seines Vaters. Er ist das, was man einen erfolgreichen

jungen Mann nennt. Er verdient gut, fährt einen Geschäftswagen und sitzt in der Freizeit meistens auf dem Pferd. Er reitet in Turnieren mit und träumt davon, Farmer in Afrika zu werden.

Er hat noch drei Geschwister. Angelika lebt in Hamburg als Malerin. Der ältere Bruder Richard ist Rechtsreferendar in München, Klaus geht noch zur Schule. Sie teilen sich die zwölf Spandaubesuche untereinander auf. Schirachs Briefe sind an Angelika adressiert. Jedem der Kinder ist ein besonderer Absatz gewidmet. Angelika schneidet die Briefe in Streifen und verschickt sie.

«Lieber Robert», heisst es da in einem der letzten Briefe, «der Bericht über Deinen Knöchel befriedigt mich keineswegs. Du wirst ihn – den Knöchel – sofort röntgen lassen, hörst Du? Wenn Du nicht unverzüglich einen Arzt konsultierst, schreibe ich Dir nie wieder ein Wort. Du hast keine Ahnung, was für Komplikationen daraus entstehen können, wenn Du den Knöchel jetzt ignorierst. Die «liebevoller Pflege» deiner Tanzpartnerin in Ehren, ein energischer Arzt und recht viel Gips ist besser für Dich...»

«Über was unterhalten Sie sich in Spandau mit Ihrem Vater, wenn Sie ihm eine halbe Stunde gegenüber sitzen?» fragen wir.

«Da er sich, soweit möglich, sehr mit unseren Hobbys beschäftigt», sagt Robert von Schirach, «ist der Kontakt sofort da. Wir reden sehr viel über Pferde. Mit meinem Bruder Richard spricht er über seine Trompete. Und mit Angelika natürlich von der Kunst.»

«Wie kann er im Gefängnis über alle diese Dinge überhaupt auf dem Laufenden bleiben?»

«Bücher dürfen die Gefangenen in unbeschränkter Zahl bekommen. Mein Vater liest sehr viel.»

«Auch über Trompeten...?»

«Wahrscheinlich.»

«Ein Besucher im Kriegsverbrechergefängnis von Spandau hat sich zunächst vielen Vorsichtsmassnahmen zu unterwerfen. Welche sind das?»

«Darüber kann ich Ihnen gar nichts sagen», antwortet der junge Schirach. «Wir müssen uns verpflichten, keinerlei Auskunft über interne Einzelheiten zu geben.»

«Was riskieren Sie?»

«Ich würde keine Besuchserlaubnis mehr bekommen.»

Bisher hat dieses Schweigegebot glänzend funktioniert. Aus der Festung Spandau dringen nur spärliche Nachrichten an die Öffentlichkeit. Die Nachrichten für die Insassen werden sorgfältig zensiert. Die Gefangenen erhalten zwar Zeitungen, aber nur in verstümmeltem Zustand. Viele politische Artikel sind einfach herausgeschnitten.

Während Rudolf Hess zu lebenslanger Haft verurteilt wurde, müssen sich für Speer und Schirach in sechs Jahren die Pforten von Spandau öffnen. Sie haben dann zwanzig Jahre bis zum letzten Tag abgessen.

Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach, der einst für die Hitlerjugend das Lied «Unsere Fahne flattert uns voran» gedichtet hat, kann von diesem Zeitpunkt an sorglos in die Zukunft blicken.

Eine amerikanische Tante hat ihm ein gewaltiges Vermögen hinterlassen, sicher angelegt in US-Eisenbahnaktien...

Der in Spandau inhaftierte ehemalige Reichsjugendführer hatte einen adligen Vater und eine amerikanische Mutter. Das Aktienpaket, das er 1952 erbte, stammt noch von seiner Grossmutter Elizabeth Bolly Norris aus Philadelphia.

Wenn Baldur von Schirach 1966 aus Spandau entlassen wird, ist er sechzig Jahre alt. Als das tausendjährige Reich zerbrach, war er noch nicht vierzig. Er residierte bis zuletzt als Statthalter in Wien. Seine Frau und seine vier Kinder versteckten sich in den Tiroler Bergen.

Es ist der 4. Mai 1945.

Henriette von Schirach steht auf der Terrasse eines Berggasthofes und schaut nach Kufstein hinunter. Amerikanische Panzerspitzen rücken von Kiefersfelden her in die Stadt ein. Viele Menschen drängen sich in den Strassen und winken mit Taschentüchern und Blumensträussen.

Der Ofen ist aus, sagen die Tiroler Bauern.

Die Frau des Reichsjugendführers besitzt zweierlei: einen letzten Brief ihres Mannes und in hellblaue Watte verpackte Giftampullen. Der Brief beginnt mit dem Satz: «Während ich schreibe, donnern die Kanonen vor Wien ...» und endet mit dem lateinischen Satz: «Fortuna fortes adiuvat.» Einen praktischen Hinweis enthält er nicht. Die Giftampullen sind von der Reichskanzlei verteilt worden.

Die Schirachs in Hintertux bei Kufstein benutzen sie nicht. Henriette denkt, dass das Leben trotzdem noch weitergeht. Der siebenjährige Robert ist auf der Steinalm bei den Kühen – er ist glücklich da oben und hätte für Zyankali wenig Verständnis.

Am 9. Mai treffen die ersten amerikanischen Soldaten in Hintertux ein. Sie sind sehr lustig, trinken Rotwein und verteilen an die Kinder Kaugummi. Sie haben keine Ahnung, wessen Kinder sie da vor sich haben...

Am nächsten Tag kommen weniger freundliche Amerikaner. Sie plündern den kleinen Berghof restlos aus, bis auf Henriette von Schirachs Ehering. Seltsamerweise nehmen sie auch sämtliche Ausweispapiere mit. Für die Schirachs ist das kein Verlust, im Gegenteil. Sie verlieren auf diese Weise einen Namen, der sowieso nichts mehr wert ist.

Über Baldur von Schirach dringen die tollsten Gerüchte nach Hintertux. Er soll auf der Florisdorfer Brücke aufgehängt worden sein. Er soll in die Schweiz geflohen sein. Er soll mit Rendulic zusammen zu den Russen übergelaufen sein. Die Wahrheit wurde schliesslich über das Radio bekannt: «Schirach hat sich den Amerikanern gestellt.»

Die Amerikaner in Tirol fangen gerade an, es sich gemütlich zu machen. Die ersten Rainbow-Clubs entstehen. Die Soldaten singen andere Lieder als die deutschen auf den Kasernenhöfen: «You are my sunshine, my only sunshine...»

Am 21. Juni fährt in Hintertux ein grosser Wagen vor. Ein Captain namens Hansen steigt aus. «Snell maken», sagt er zu Henriette. «Ich bringe Sie zu Baldur.»

Die Sache ist kein Witz. In einem Gefangenenlager vor Innsbruck kann Henriette von Schirach eine halbe Stunde lang ihren Mann sprechen.

«Warum haben Sie das für uns getan?» fragt sie auf der Heimfahrt.

«Wir sind verwandt», antwortet der Captain Hansen. «Meine Mutter war eine Middleton – Baldurs Mutter war auch eine Middleton, aus dem Süden, wir haben es nachgeforscht.»

Mit einem Flüchtlingszug fahren die Schirachs schliesslich nach Bayern zurück. Und mit falschem Namen. Die Familie heisst jetzt dank der gestohlenen Papiere Sandham. Von München aus nimmt sie ein Lastwagen nach Kochel mit.

Hier hatte der Reichsjugendführer mit seiner Familie das Schlösschen Aspenstein bewohnt. Inzwischen war es amerikanische Kommandantur geworden, und die Schirachs können bloss im Nebenhaus einziehen. Abends wird Robert als Späher geschickt, um zu erkunden, wie es im «Haupthaus» aussieht.

«Es ist sehr lustig zugegangen», erinnert sich der junge Schirach heute. «Sie feierten irgendeinen Geburtstag. Einer der Offiziere hatte zum Spass die Reichsleiteruniform meines Vaters angezogen.»

Robert freundete sich mit einem polnischen Jungen an, den die Amerikaner aus dem KZ befreit und mitgenommen hatten. Seine Eltern waren im Lager umgebracht worden.

Die Leute von Kochel schüttelten den Kopf – ob er die Freundschaft bestand. Mit dem falschen Namen Sandham war es hier, wo jeder die Schirachs kannte, natürlich vorbei. Jede Woche einmal kamen CIC-Offiziere und verhörten die Frau des Reichsjugendführers.

«Wie oft waren Sie in Auschwitz?»

«Ich war noch nie dort.»

«Sie lügen», sagte der Offizier. Und er fragte weiter: «Haben Sie selbst Menschen erschossen?»

«Nein.»

«Wo haben Sie den gestohlenen Schmuck der Kaiserin Maria Theresia?»

Immer die gleichen Fragen wiederholten sich. Waren Sie die Geliebte Hitlers? Wo ist Eva Braun? Stimmt es, dass Baldur ein angenommenes Kind ist und in Wirklichkeit Meier heisst? Stimmt es, dass er homosexuell ist?

Die Schirachs zogen in den nächsten Monaten mehrmals um. Von Kochel in ein Jagdhaus nach Urfeld. Dann in den Gasthof zur Post in der Jachenau. Henriette von Schirach wurde dreimal verhaftet und dreimal wieder freigelassen. Endgültig dann im Jahre 1948.

Vorher fuhr sie – wie die meisten anderen prominenten Nazi-Frauen – mehrfach nach Nürnberg, um ihren Mann zu besuchen. Auch deshalb wurde sie verhört, als sie wieder zurück war.

«Sie sind oft in Nürnberg?»

«Ja.»

«Sie besuchen dort Parties?»

«Nein.»

«Aber Sie haben ein Liebesverhältnis mit dem Ankläger Thomas Dodd.»

«Ich kenne keinen Mister Dodd.»

«Schwören Sie?»

Henriette von Schirach beschwor, kein Liebesverhältnis mit

dem Nürnberger Ankläger Thomas Dodd zu haben. Sie musste bei dem Schwur ihre Hand auf die Bibel legen, auf das goldgepresste Kreuz.

Heute hängt auch in der Spandauer Zelle Baldur von Schirachs ein Kruzifix. Es ist in Oberammergau für ihn geschnitzt worden. Auf seinem kleinen Tisch stehen die Bilder seiner drei Söhne und seiner Tochter. Das Bild seiner Frau fehlt...

Henriette von Schirach hat sich 1950 von ihrem Mann scheiden lassen und wieder ihren Mädchennamen Hoffmann angenommen.

Warum?

Als nach ihrer Scheidung vor dem Landgericht München über die Zeitung die Meldung verbreitet wurde, sie habe die Ehe aufgelöst, weil man ihr nicht zumuten könne, länger die Gattin eines Kriegsverbrechers zu sein, stellte sie Strafantrag gegen einen Hamburger Redakteur und verteidigte sich in einem Leserbrief an die *Süddeutsche Zeitung*: «Ich habe nie und nirgends diese Äusserung gebraucht. Das kommt in vier Spruchkammerverhandlungen und in 17 Verhören zum Ausdruck, Baldur von Schirach ist kein Kriegsverbrecher, er ist ein Idealist, viel zu gut für die Politik...»

Sie meint damit wahrscheinlich die Tatsache, dass Baldur zeit seines Lebens Gedichte verfasst hat. Früher sang er: «Wie sind die heißen Herzen wund, was flattern fahl die Fahnen; Es zuckt um müder Mutter Mund ein Ahnen...» Er dichtet auch heute noch. Als es ihm 1948 gelang, eine Botschaft an seine Frau hinauszuschmuggeln, stand folgendes auf dem Zettel: «Wir haben das Glück nicht erkannt, das wir besaßen. Jetzt ist es zerstört. Das Seiende ist immer von Gefahr bedroht. Nur das Gewesene bleibt unveränderlich. Wenn es auch nie zu uns zurückkehrt, das Glück, das uns gehörte, bleibt unser Glück.»

Seine Frau schrieb bitter zurück: «Hast Du dich jemals gefragt,

wie wir es fertigbringen zu existieren. Hast Du jemals die Realitäten des Lebens gesehen und Dir Gedanken darüber gemacht, wo Deine Frau und Deine Kinder ihre nächste Mahlzeit herbekommen...»

«Ich habe keine Einwendungen gegen die Scheidung», schrieb Baldur von Schirach an das Gericht. «Ich wünsche ihr alles Gute. Sie muss wissen, was sie in dieser Lage zu tun hat.»

Das Jugendamt des Landkreises Kaufbeuren übernahm die Vormundschaft über die Kinder. Robert und Richard kamen in das evangelische Waisenhaus in Kaufbeuren. Einmal im Jahr genehmigte das Waisenhaus für die Kinder eine Reise nach Berlin...

Heute verdienen sie sich ihr Geld schon selbst für die Berlinreisen. In regelmässigen Abständen schreiben sie Briefe an alle möglichen Instanzen und bitten um die vorzeitige Freilassung ihres Vaters. Sie versuchten es bei der Genfer Konferenz und bei der Pariser Konferenz. Wo immer die vier einstmals alliierten Mächte sich in der jüngsten Zeit an einen Konferenztisch setzten, starteten die Söhne Baldur von Schirachs eine Aktion.

Aber bis jetzt ist auf diesen Konferenzen über die Gefangenen von Spandau noch kein Wort verloren worden.

Ein letzter Termin beim Anwalt

Robert von Schirach, der Interviewpartner meines Vaters, ist schon lange tot. Er starb Anfang der 70er Jahre bei einem Verkehrsunfall. Ich sitze seinem Bruder in dessen Kanzlei in der Münchner Leopoldstrasse gegenüber. Klaus von Schirach ist von Beruf Rechtsanwalt. Das Gespräch beginnt, und er lächelt freundlich und ein wenig spöttisch zugleich. Es ist ein Lächeln, das vor allem Distanz schaffen soll. Und er sagt: «Ich gebe Ihnen einen Tipp: Schreiben Sie eine Geschichte über die Geschichten, die über uns Nazi-Kinder in den Medien gebracht wurden. Da erfahren Sie was über diese Gesellschaft, über den Journalismus. Das wird lehrreich sein. Das ist ein Thema.»

Klaus von Schirach ist ein gut aussehender, eleganter Mann. Dichtes weisses Haar, schlank. Er trägt ein violettes Hemd, kariertes englisches Jackett, graue Krawatte. «Wir Nazi-Kinder sind völlig uninteressant. In unser Leben haben andere immer nur etwas hineininterpretiert. Wir selbst geben nichts her.»

Was er wohl meint, wenn er sagt: Da erfahren Sie was über diese Gesellschaft? Klar, er meint den Voyeurismus, der sie umgibt. Mensch, schau mal, da ist der Sohn von dem Schirach,

von dem grossen Nazi. Was denkst du: War das schlimm für den, so einen Vater zu haben? Oder: Ob der vielleicht auch ein Nazi geworden ist, der Apfel fällt schliesslich nicht weit vom Stamm?

Oder meint er noch etwas anderes? Die heutige Öffentlichkeit hat sich die prominenten Nazis immer ein bisschen wie Tiere im Zoo gehalten. Ein kurzer, gruseliger Blick auf sie, dann war's das auch wieder. Auf diese Weise muss man sich nicht mit der eigenen Rolle befassen. Die Nazi-Kinder: eine Art Blitzableiter der deutschen Geschichte?

Ich kann ihn das alles nicht im Einzelnen fragen, weil unser Gespräch unter einer starken Spannung steht. Nach ein paar Minuten sagt er bereits: «So, das war's dann, ich habe schon zu viel über mich erzählt.» Wir reden dann doch weiter. Immer erzählt er was, einen kurzen Augenblick lang. Dann sagt er: «Nein, ich rede zu viel.» Er wirkt wie jemand, dem dauernd das Herz überlaufen will. Der sich aber genau das verbieten will. Vielleicht liegt es daran, dass er so viel unterdrückt, aber als ich da sitze, muss ich denken: Dieser Mann ist ein Roman.

Er sagt, er sei sein Leben lang ein kleiner Diplomat gewesen. Er habe einer sein müssen. Von Kind auf, von Kriegsende an. «Ich habe mich immer angepasst, wohin ich auch gekommen bin. Ich habe mich nie etwas getraut, wollte es immer nur allen recht machen. In der Schule habe ich immer die Kinder bewundert, die sich aufgelehnt haben, die frech waren, die ausgerastet sind. Bei mir ging das nicht. Ich wollte nur nicht auffallen. Das hat natürlich mit meinem Namen zu tun, mit meiner Geschichte.» In Scheidungsprozessen, später als Anwalt, habe er öfters solche Kinder getroffen. Solche kleinen Diplomaten. Die sich beinahe

auflösen wollen, die nur nicht gross in Erscheinung treten möchten. In der Psychologie seien diese Fälle beschrieben. Viele von ihnen rasten irgendwann im Leben völlig aus, werden tobsüchtig. «Bei mir ist es gut gegangen», sagt Klaus von Schirach. «Aber sicher», sagt er, «drehte sich mein ganzes Leben um dieses Prinzip, ich bin ein wahnsinnig emotionaler Mensch, der aber gleichzeitig sehr kontrolliert ist.»

«Ich werde zu privat», sagt er und will aufstehen.

«Herr von Schirach», frage ich, «wann ist eigentlich Ihre Mutter gestorben?»

«Gute Frage», sagt er. Und macht eine lange Pause, die so lange ist, dass man fast gezwungen ist, in diesen Moment eine Menge hineinzuiinterpretieren. Die Scheidung seiner Eltern, die Trennung der Mutter vom Vater, habe ihn schwer getroffen. Erzählen andere. Er habe das seiner Mutter nie verziehen, dass sie nicht zu dem Vater stand, als er im Gefängnis war, als er kaputt war. Irgendwann sagt Klaus von Schirach dann: «1992, glaube ich, ja. Irgendwann im Jahr 1992.»

«Was hat Sie in Ihrem Leben geprägt?», frage ich.

Das sei schwierig zu beantworten, sagt er, «das waren so viele Dinge.» Natürlich, die Abwesenheit des Elternhauses. Der Vater sei ja auch vor Ende des Krieges nie viel dagewesen, «wie das bei Berufspolitikern heute wohl auch so ist.» Als der Vater im Jahr 1966 nach 20-jähriger Haft zusammen mit Albert Speer entlassen wurde, holten ihn seine drei Söhne ab. Doch Baldur von Schirach, sagt sein Sohn Klaus, kam draussen nicht mehr zurecht mit dem Leben, «er war sicher ein gebrochener Mann». Das lag nicht an der langen Gefängniszeit. «Als ihm langsam klar geworden ist, was aus den Idealen geworden war, was sie alle für eine Katastrophe angerichtet hatten, von da an war mein Vater zerstört.» Sein

Vater habe nie das Unheil, den Wahnsinn der Nationalsozialisten versucht zu relativieren, im Gegensatz zu den meisten anderen Nazi-Führern. Darauf, das hat Klaus von Schirach einmal in einem früheren Interview erzählt, sei er stolz.

«Was hat mich geprägt?», wiederholt er. Das war sicher auch eine kurze Begegnung mit Adolf Hitler, sagt der heute 63-Jährige. Sie fand in Wien statt, bei ihnen zu Hause, «da waren seine Augen, sein Blick. Ich werde das niemals vergessen.» Überhaupt Adolf Hitler: «Dieses Bild sehe ich immer wieder vor mir, wie er da im Führerhauptquartier in seinem Sessel sitzt und die ganze Zeit seinen Schäferhund streichelt, das ist Wagner und Shakespeare und alles zusammen.» Klaus von Schirach sagt: «Ich bin froh, dass ich diese frühen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus gemacht habe.» Froh? Das waren eben nicht nur die Verbrechen, sagt er, am Anfang standen ganz andere Dinge im Vordergrund: Pflichtgefühl, Solidarität, Selbstlosigkeit, «das ist schon was.»

Die Hitlerjungen seines Vaters. Er redet von ihnen, als seien es seine gewesen. Da seien viele tolle Menschen dabei gewesen, «aber man hat sie verraten. So wie Hitler meinen Vater verraten hat.» Ein paar dieser Hitlerjungen haben sich nach dem Zusammenbruch Nazi- Deutschlands zusammengetan und die Ausbildung des Klaus von Schirach, des Sohnes ihres Führers, finanziert. Mit einigen von ihnen hat er heute noch Kontakt, «das sind gute Leute». Auch Klaus von Schirach lebt das Leben seines Vaters weiter, wenn er sagt: Man hätte die Hitlerjugend zum Zentrum des neuen Deutschland machen sollen, «diese Kraft hätte man nützen müssen». Man hätte ihnen die Möglichkeit geben sollen, selbst mit den Verbrechern abrechnen zu dürfen, sagt er. Die

Die Hitlerjugend. Der Vater. Die Bösen, das waren die anderen.

Unser Gespräch neigt sich dem Ende zu. Er sagt noch, der Nationalsozialismus sei noch am besten zu verstehen, wenn man ihn unter den Gesichtspunkten einer Religion betrachtet. Die Bedeutung des Designs, das Pathos der Botschaft. Nur so könne man es doch einigermassen erklären, dass so viele Menschen bedingungslos gefolgt seien.

Religion. Missbrauch von Religion. Fundamentalismus. Die Botschaft hiess: das Recht des Stärkeren. Der Gesunde ist mehr wert als der Kranke. Der Schöne mehr als der Hässliche. Der Deutsche mehr als der Ausländer. Der Junge mehr als der Alte. Stärke ist wichtig, Schwäche ist verachtungswürdig: Das war das Naturgesetz.

Ist es das vielleicht, was der treue Mitarbeiter von Speer, Theodor Hupfauer, der alte Nazi, kurz vor seinem Tod meinte, als er davon sprach, wie wohl er sich fühlt in diesen 90er Jahren? Er spüre, hatte er gesagt, dass die alten Ideale von einst wieder an Wert, an Bedeutung zunehmen.

Ist es das vielleicht, was die Tragik so vieler Nazi- Kinder festzimmerte? Was sie so dringend gebraucht hätten, um mit ihrem Leben umgehen zu können, wäre Schwäche gewesen, das Eingeständnis der eigenen Schwäche. Doch nichts ist ihnen von ihren Eltern weniger beigebracht worden als dieses.

Klaus von Schirach bringt mich zur Tür. «Es war schon eine merkwürdige Zeit. Zwölf lächerliche Jahre haben ausgereicht, dass bestimmte Namen nie mehr vergessen werden. Und einer dieser Namen ist meiner. Mehr gibt es dazu eigentlich nicht zu sagen.»

Schlussbemerkung

Erinnerung ist eine komplizierte Angelegenheit. Jeder macht sich aus seinem Leben einen eigenen Film. Was ist wirklich passiert? Je länger ein Geschehen zurückliegt, desto unterschiedlicher wird diese Frage von den verschiedenen Seiten beantwortet. Jeder, der die mühsame Wahrheitsfindung in Gerichtssälen erlebt, kennt die Problematik. Martin Bormann Junior hat 40 Jahre nach Erscheinen des damaligen Bormann-Artikels das Manuskript wieder gelesen. Er hat heute verschiedene Einwände gegen die Darstellung, etwa was den zeitlichen Ablauf mancher Vorgänge angeht. Ausserdem sieht er insbesondere seinen Weg zur Religion eher missverständlich und verkürzt beschrieben. Wir möchten daher auf die Biographie *Leben gegen Schatten* von Martin Bormann hinweisen, in der er ausführlich seinen Lebensweg und seine Sicht der Dinge beschrieben hat.

Alle Texte von Norbert Lebert sind damals vor der Veröffentlichung autorisiert worden.

Literaturverzeichnis

Assmann, Aleida und Ute Frevert: *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*. Stuttgart 1999

Bar-On, Dan: *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern*. Hamburg 1996

Bormann, Martin: *Leben gegen Schatten. Gelebte Zeit – geschenkte Zeit*. Paderborn 1998

Fest, Joachim: *Das Gesicht des Dritten Reichs*. München 1963

ders.: *Hitler. Eine Biographie*. München 1973

ders.: *Speer. Eine Biographie*. Berlin 1999

Frank, Hans: *Im Angesicht des Galgens*. München 1955

Frank, Niklas: *Der Vater. Eine Abrechnung*. München 1987

Gay, Peter: *Meine deutsche Frage*. London 1998

Gebhardt, Miriam: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890-1932*. Stuttgart 1999

Haffner, Sebastian: *Anmerkungen zu Hitler*. München 1978

- Herbert, Ulrich: *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989*. Bonn 1996
- Hess, Wolf-Rüdiger: *Rudolf Hess: Ich bereue nichts!* Graz 1994
- Heydecker, Joe J. und Johannes Leeb: *Der Nürnberger Prozess*. Köln 1995
- Hitler, Adolf: *Mein Kampf*. München 1927
- Irving, David: *Göring*. Kiel 1986
- Kershaw, Ian: *Hitler 1889-1936*. Stuttgart 1998
- Knopp, Guido: *Hitlers Helfer*. München 1996
- Leeb, Johannes: *Wir waren Hitlers Eliteschüler. Ehemalige Zöglinge der NS-Eliteschulen brechen ihr Schweigen*. Hamburg 1998
- Meyer, Kurt: *Geweint wird, wenn der Kopf ab ist. Annäherung an meinen Vater «Pantermeyer», Generalmajor der Waffen-SS*. Freiburg 1998
- Mitscherlich, Alexander und Margarete: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München 1967
- Moser, Tilmann: *Dabei war ich doch sein liebstes Kind. Eine Psychotherapie mit der Tochter eines SS-Mannes*. München 1997
- ders.: *Mutterkreuz und Hexenkind. Eine Gewissensbildung im Dritten Reich*. München 1997
- Posner, Gerald T.: *Belastet*. Berlin 1994
- Read, Anthony und David Fischer: *Der Fall von Berlin*. Berlin 1995
- Ribbentrop, Joachim von: *Zwischen London und Moskau*. Starnberg 1953
- Schirach, Baldur von: *Ich glaubte an Hitler*. Hamburg 1967

Schirach, Henriette von: *Der Preis der Herrlichkeit. Erfahrene Zeitgeschichte*. Wiesbaden 1956

Schmidbauer, Wolfgang: *Ich wusste nie, was mit Vater ist. Das Trauma des Krieges*. Hamburg 1998

Sereny, Gitta: *Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker. Franz Stangl und die Morde von Treblinka*. München 1995

ders.: *Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma*. München 1995

Speer, Albert: *Spandauer Tagebücher*. Frankfurt am Main/Berlin 1975

Westernhagen, Dörte von: *Die Kinder der Täter*. München 1987

Wirsching, Michael und Helm Stierlin: *Krankheit und Familie. Konzepte – Forschungsergebnisse – Therapie*. Stuttgart 1982

Namenregister

A

Albrecht, Ralph G. 178
Arendt, Hannah 46
Axmann, Arthur 88

B

Bar-On, Dan 97, 107 ff., 163, 184
Bardot, Brigitte 185
Bellenzier, Bauer 92
Biller, Maxim 43
Bodelschwingh, Pastor Friedrich
von 154
Borghese, Prinz 145
Bormann, Eicke 88, 92 ff.
Bormann, Eva-Maria 88, 92, 94
Bormann, Friedrich Hartmut 88,
92, 94 f.
Bormann, Gerda 88 ff., 92, 94
Bormann, Gerhard 84, 88, 92
Bormann, Heinrich 88, 92, 94
Bormann, Irma 88, 92, 94
Bormann, Joseph Volker 88, 92
Bormann, Martin (jr.) 8-11, 19, 48,
83-97, 100-109, 172, 190, 214
Bormann, Martin (sen.) 8, 10, 35,
47 f., 84, 88 ff., 96, 103, 106,
189

Brandt, Willy 9, 76, 166
Burwitz (geborene Himmler),
Gudrun 18, 171 f., 191

C

Carstens, Karl 76
Chruschtschow, Nikita 199
Churchill, Sir Winston 78
Conti, Dr. Leonardo 149

D

Dershowitz, Alan 166
Dodd, Thomas 206 f.
Dollmann, Dr. Eugen 146
Dönitz, Karl 59
Dorsch, Xaver 195

E

Eichmann, Adolf 46

F

Farah Diba 183

Fest, Joachim 46 f., 49
Fox, Major Elmer W. 150
Frank, Brigitte 55, 114, 118 f.,
121, 123, 134
Frank, Hans 21, 48 ff., 55, 78, 98,
111 f., 115 f., 119, 121, 123,
127, 130, 132, 135, 182
Frank, Michael 121 f., 125, 134
Frank, Niklas 21, 55 f., 78, 97,
110-130, 132, 134-137, 190
Frank, Norman 59, 111-125, 135
Frank, Sigrid 119
Frei, Norbert 100
Freisler, Roland 132
Funk, Luise 55
Funk, Walther 59, 61

G

Giovanelli, Baronin 92
Goebbels, Joseph 21, 42, 88
Goebbels, Magda 42
Goldmann, Dr. 157
Gorbatschow, Michail 78
Gordon, Dexter 98
Göring, Edda 20, 52, 56, 59 f.,
172, 174-183, 186-191
Göring, Emmy 56, 58, 60, 176-
181, 183
Göring, Hermann 20, 33, 51 f.,
149, 175 f., 178 ff., 182, 186,
189 f.
Graziani, Marschall Rodolfo 145
Guillaume, Günter 9

H

Haider, Jörg 80
Hartmann, Heinz 64-67
Helferich (Abwehrchef) 144
Hellweger, Holzkaufmann 92, 94

Herbert, Ulrich 167
Herzog, Roman 169
Hess, Ilse 8 f., 35, 38, 54, 58, 60,
62 ff., 66
Hess, Rudolf 8, 19, 28-36, 52 f.,
59, 62 f., 65, 67 f., 70 f., 75-79,
81, 98, 106, 149, 189, 200, 203
Hess, Wolf Andreas 81
Hess, Wolf-Rüdiger 8, 19, 27-34,
36 ff., 53, 59-68, 70 f., 73-81,
109, 172, 186, 189, 191
Hettlage, Karl 195
Heuss, Theodor 182
Heydecker, Joe 98
Himmeler, Gudrun 9, 16, 18, 44,
96, 109, 138-158, 170, 186
siehe auch Burwitz, Gudrun
Himmeler, Heinrich 9, 16, 18, 41,
43 f., 46, 49, 88, 95, 102 f.,
138-140, 189 f.
Himmeler, Marga 141 f., 145, 148,
152 f.
Hitler, Adolf 7 f., 14 ff., 21, 34
ff., 46-53, 71, 78, 80, 85 f., 88,
98, 104, 124, 146, 161, 174,
188 f., 193 f., 212
Hitzinger, Heinrich 40
Hoffmann, Heinrich 48
Hohenwarter, Nikolaus 86 f., 90
Hügel, Klaus 145
Hupfauer, Theodor 98 f., 213

I

Irving, David 98

J

Jovy 17
Junge, Traudl 20

K

Kaltenbrunner, Ernst 149
Kempka, Erich 88
Kempner, Robert M.W. 127
Kiener, Dr. 92 f.
Kohl, Helmut 76

L

Lawrence, Sir Geoffrey 124
Leeb, Johannes 98
Lewitan, Louis 168
Ley, Robert 149
Loritz, Alfred 54
Luce, Daniel de 54 f.

M

Malloth, Anton 172
Mayer, Pater Rupert 136
Meinhof, Ulrike 168
Mengele, Josef 10
Miller, Henry 136
Mitscherlich, Alexander
164
Mitscherlich, Margarete
164
Mommsen, Ernst Wolf 195
Moreni, Natalino 93f.
Moser, Tilmann 164, 168
Mussolini, Benito 16, 146
Mutschlechner, Bauer 92

N

Nannen, Henri 16 f.
Neurath, Konstantin Freiherr
von 59
Norris, Elizabeth Bolly 203
Norton, Edward 99

O

O'Connor, Pater Sixtus 113 f.,
123
Oulman, Gaston 122

P

Pallhuber, Alois 94 f.
Pallhuber, Paula 89 f., 92, 94
Papen, Franz von 123
Phipps, Sir Eric 52
Pitt, Brad 99
Pius XII., Papst 145
Poor, Peggy 179
Posner, Gerald 135, 188 f.
Potthast, Hedwig 103
Proud, Sidney 157

R

Raeder, Erich 59
Reich-Ranicki, Marcel 167
Ribbentrop, Joachim von 149,
157
Rosenberg, Alfred 35
Ryan(-Braunsteiner), Hermine
18, 171

S

Saur, Karl-Otto (jr.) 13 f., 25,
191 ff., 196 ff.
Saur, Karl-Otto (sen.) 14 f.,
193-196
Saur, Klaus-Gerhard 13
Scheel, Walter 76
Schirach, Angelika von 202
Schirach, Baldur von 48 f., 59,
127, 189, 200, 203 f., 207 f.,
211
Schirach, Henriette von 54 ff.,
98, 204-207